



Leseprobe

Trudi Canavan

Das Zeitalter der Fünf - Magier

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 17. Dezember 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Das Fantasy-Epos voller Magie, Abenteuer und Leidenschaft von Weltbestsellerautorin Trudi Canavan.

Auraya hat einen großen Sieg errungen, doch dieser Triumph beschert der jungen Priesterin Nacht für Nacht Albträume. Und Leiard, der einzige Mensch, der ihr Leid lindern könnte, ist spurlos verschwunden. Als Auraya ausgeschickt wird, um die Opfer einer mysteriösen Krankheit zu heilen, erfährt sie schließlich Leiards wahre Identität – eine Identität, die Auraya in schwere Gewissenskonflikte stürzt und eine schicksalhafte Entscheidung heraufbeschwört ...



Autor

Trudi Canavan

Trudi Canavan wurde 1969 im australischen Melbourne geboren. Sie arbeitete als Grafikerin und Designerin für verschiedene Verlage und begann nebenbei zu schreiben. 1999 gewann sie den Aurealis Award für die beste Fantasy-Kurzgeschichte. Ihr Erstlingswerk, der Auftakt zur Trilogie »Die Gilde der Schwarzen Magier«, erschien 2001 in Australien und wurde weltweit ein riesiger Erfolg. Seither stürmt sie mit jedem neuen Roman die internationalen Bestsellerlisten.

TRUDI CANAVAN
Das Zeitalter der Fünf 2

Das Buch

Auraya hat einen glorreichen Sieg für die Weißen errungen. Doch der Preis dafür ist hoch. Nacht für Nacht träumt die junge Priesterin von blutigen Schlachtfeldern, Nacht für Nacht erheben sich die Gefallenen aus ihren Gräbern und klagen sie an. Bei Leiard könnte sie Ruhe finden, aber der Freund aus Kindertagen ist in die Berge geflohen – vor den Dämonen seiner Vergangenheit, die ihn immer mehr beherrschen und quälen.

Da erreicht die Nachricht vom rätselhaften Sterben der Siyee, dem Volk der Himmelmenschen, die Priester. Weil sie über die Gabe des Fliegens verfügt, wird Auraya als Heilerin in die Heimat der Siyee, das unzugängliche Bergland Si, geschickt. Hier trifft sie Leiard wieder, der ihr sein dunkles Geheimnis offenbart und damit alles infrage stellt, woran Auraya glaubt. Die Zeit des Kämpfens ist für die Priesterin jedoch noch lange nicht vorbei. Tief im Süden droht ein neuer Krieg auszubrechen, und der

Friede scheint so fern wie nie ...

Die Autorin

Trudi Canavan wurde 1969 im australischen Melbourne geboren. Sie arbeitete als Grafikerin und Designerin für verschiedene Verlage und begann nebenbei zu schreiben. 1999 gewann sie den Aurealis Award für die beste Fantasy-Kurzgeschichte. Ihr Erstlingswerk, der Auftakt zur Trilogie »Die Gilde der Schwarzen Magier«, erschien 2001 in Australien und wurde weltweit ein riesiger Erfolg. Seither stürmt sie mit jedem neuen Roman die internationalen Bestsellerlisten.

Von Trudi Canavan bereits erschienen

Die Gilde der Schwarzen Magier · Magie · Sonea ·
Das Zeitalter der Fünf · Die Magie der tausend Welten

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

TRUDI
CANAVAN

DAS ZEITALTER
DER FÜNF ROMAN

MAGIER

Deutsch von Michaela Link

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»Last of the Wilds. Age of the Five Trilogy Book Two«
bei Voyager/HarperCollins Australia, Sydney.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Trudi Canavan

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008

by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkterstr. 28, 81673 München

Redaktion: Alexander Groß

Umschlaggestaltung- und Illustration: © Melanie Korte, Inkcraft

JaB · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6176-6

www.blanvalet.de

Für Ivy Dauncey, meine Nana,
die so gern Geschichten erzählt

Prolog

Reivan spürte die Veränderung vor allen anderen. Zuerst war es nur Instinkt, eher Gefühl als Wissen, dann fiel ihr auf, dass die Luft dumpfer roch und griefzig wirkte. Sie betrachtete die rauen Wände des Tunnels und sah Ablagerungen einer pudrigen Substanz. Sie bedeckte eine Seite aller Ausbuchtungen und Rillen, als hätte sie ein Wind, der aus der Dunkelheit vor ihnen kam, dort hingeweht.

Ein Schaudern überlief sie bei dem Gedanken daran, was das bedeuten konnte, doch sie sagte nichts. Vielleicht irrte sie sich, und ihre Begleiter waren noch zu schockiert über ihre Niederlage. Alle kämpften sie mit der Notwendigkeit, den Tod von Freunden, Verwandten und Kameraden zu verarbeiten, all der Menschen, die sie zurückgelassen hatten, begraben in der fruchtbaren Erde des Feindes. Sie konnten keinen weiteren Grund zur Sorge gebrauchen.

Selbst wenn sie nicht in niedergedrücktester Stimmung nach Hause geeilt wären, hätte Reivan nicht gesprochen. Die Männer in ihrer Gruppe zeigten sich sehr schnell gekränkt. Genau wie Reivan hegten sie einen geheimen Groll, dass sie nicht genug angeborene Fähigkeiten besaßen, um Götterdiener zu werden. Daher klammerten sie sich an die einzigen Quellen der Überlegenheit, die ihnen zur Verfügung standen.

Sie waren klüger als durchschnittliche Menschen. Sie waren die »Denker«. Sie unterschieden sich von denen, die lediglich eine Ausbildung genossen hatten, durch ihr Vermögen, zu berechnen, zu erfinden, zu philosophieren und logisch abzuwägen. Das führte zu einer grimmigen Rivalität unterein-

ander. Vor langer Zeit hatten sie eine eigene Hierarchie gebildet. Ältere hatten Vorrang vor Jüngeren. Männer hatten Vorrang vor Frauen.

Es war natürlich lächerlich. Reivan hatte bemerkt, dass der Geist mit dem Alter ebenso unflexibel und langsam wurde wie der Körper, in dem er ruhte. Nur weil es unter den Denkern mehr Männer als Frauen gab, bedeutete das nicht, dass Männer grundsätzlich klüger waren. In letzterem Fall trat Reivan mit großem Genuss den Gegenbeweis an... Aber dies war eindeutig nicht der richtige Zeitpunkt dafür.

Und ich könnte mich irren.

Der Geruch von Staub war jetzt stärker geworden.

Ihr Götter, ich hoffe, ich irre mich.

Plötzlich erinnerte sie sich an die Fähigkeit der Götterstimmen, Gedanken zu lesen. Sie blickte über ihre Schulter und war für einen Moment verwirrt. Sie hatte erwartet, Kuar zu sehen. Stattdessen trat eine hochgewachsene, elegante Frau hinter die Denker. Imenja, die Zweite Götterstimme. Ein Stich der Traurigkeit durchzuckte Reivan, als sie sich daran erinnerte, warum diese Frau die Armee jetzt anführte.

Kuar war tot, getötet von den heidnischen Zirklern.

Imenja sah zu Reivan hinüber, dann winkte sie sie zu sich. Reivans Herz setzte einen Schlag aus. Sie hatte noch nie zuvor mit einer der Götterstimmen gesprochen, obwohl sie zu der Gruppe von Denkern gehörte, die die Karten für die Route durch die Berge angefertigt hatten. Grauer, der Anführer der Gruppe, hatte persönlich die Aufgabe übernommen, den Götterstimmen Bericht zu erstatten.

Reivan hielt inne. Ein Blick auf die Männer vor ihr sagte ihr, dass diese den Ruf offensichtlich nicht bemerkt hatten. Grauer, dessen Aufmerksamkeit den Karten galt, war Imenjas Wink gewiss entgangen. Als Imenja sie erreichte, setzte

sich Reivan wieder in Bewegung, wobei sie sich einen Schritt hinter der Götterstimme hielt.

»Wie kann ich dir dienen, Heilige?«

Imenja runzelte noch immer die Stirn, obwohl ihr Blick auf den Denkern ruhte. »Was ist es, was du befürchtest?«, fragte sie leise.

Reivan biss sich auf die Unterlippe. »Es ist wahrscheinlich jener Wahnsinn, der die Menschen unter der Erde erfasst, die Dunkelheit, die meinen Geist verwirrt«, erklärte sie hastig. »Aber ... bisher war die Luft auf dem Weg durch die Tunnel noch nie so staubig. Und es lag auch nicht so viel Staub auf den Wänden. Die Muster lassen auf schnelle Luftbewegungen irgendwo vor uns schließen. Ich könnte mir verschiedene Gründe dafür denken ...«

»Du befürchtest, dass es irgendwo in den Stollen zu Verschüttungen gekommen ist«, stellte Imenja fest.

Reivan nickte. »Ja. Und weiterer Instabilität.«

»Natürlichen oder unnatürlichen Ursprungs?«

Imenjas Frage und die Möglichkeiten, die dahinter standen, entsetzten Reivan zutiefst. »Ich weiß es nicht. Wer sollte so etwas tun? Und warum?«

Imenja zog die Brauen zusammen. »Ich habe bereits Berichte erhalten, nach denen die Sennonner unserem Volk jetzt, da die Nachricht von unserer Niederlage sie erreicht hat, Scherereien machen. Oder es könnten die Dorfbewohner aus der Gegend sein, die Rache suchen.«

Reivan wandte den Blick ab. Eine Erinnerung an Worns stieg in ihr auf, mit bluttriefenden Mäulern nach einem letzten »Jagdausflug« in der Nacht, bevor sie die Minen betreten hatten. Das Wohlwollen der Dörfler war der Armee nicht übermäßig wichtig gewesen – nicht, da der Sieg so gewiss war.

Wir hätten auch nicht über diesen Weg zurückkehren sollen. Wir hätten die Heiden aus Nordithania vertreiben und das Land für die

Götter in Besitz nehmen sollen, bevor wir über den Pass nach Hause zurückgekehrt wären.

Imenja seufzte. »Geh wieder zu deiner Gruppe, aber sag nichts. Wir werden uns um mögliche Hindernisse kümmern, wenn wir ihnen begegnen.«

Reivan gehorchte und nahm wieder ihren Platz bei den Denkern ein. Da sie sich Imenjas Fähigkeit des Gedankenlesens überaus bewusst war, hielt sie Ausschau nach weiteren Störungen. Es dauerte nicht lange, bis sie welche fand.

Es war erheiternd zu beobachten, wie die anderen Denker langsam begriffen, was die stetig wachsende Menge an Geröll in dem Tunnel zu bedeuten hatte. Die erste Blockade, auf die sie trafen, rührte vom Einsturz eines kleinen Bereichs der Decke. Die Trümmer machten den Tunnel nicht unpassierbar, so dass sie lediglich darüber hinwegzusteigen brauchten, um ihren Weg fortzusetzen.

Dann wurden diese Hindernisse häufiger, und es wurde immer schwerer, sie zu überwinden. Mit Hilfe von Magie bewegte Imenja hier einen Felsbrocken zur Seite und schob dort einen Haufen Erdreich fort. Niemand spekulierte darüber, was das Herabstürzen dieser Hindernisse verursacht haben mochte. Alle wahrten klugerweise Stillschweigen.

Der Tunnel führte in eine der großen, natürlichen Höhlen, die man in den Bergwerken so häufig fand. Reivan startete in den Raum vor ihr. Wo eigentlich nur Dunkelheit hätte sein dürfen, konnte man im schwachen Licht der Lampen der Denker bleiche Umrisse wahrnehmen.

Imenja ging voraus. Als sie die Höhle betrat, ließ sie ihr magisches Licht höher aufsteigen und heller werden. Blankes Entsetzen zeichnete sich auf den Mienen der Denker ab. Auch hier war das Dach eingestürzt, aber diesmal gab es keine Möglichkeit, die Blockade zu umgehen. Die gesamte Höhle lag voller Schutt, Geröll und Felsblöcke.

Einige der Brocken waren riesig. Wenn man unter einem derartigen Steinschlag begraben wurde ... Reivan bezweifelte, dass man Zeit haben würde, zu begreifen, was geschah. Ein Krachen, Erschrecken, das Ende.

Besser als eine Klinge im Leib und ein langer, qualvoller Tod, dachte sie. Obwohl ich irgendwie das Gefühl habe, dass ein plötzlicher Tod einen Menschen um etwas beraubt. Der Tod ist eine Erfahrung des Lebens. Man bekommt nur einen einzigen Tod. Ich würde gern wissen, dass es geschieht, selbst wenn es bedeuten würde, dass ich Schmerz und Angst erleiden müsste.

Dann erregte ein unartikulierter Laut von Grauer ihre Aufmerksamkeit.

»Das hätte nicht passieren dürfen«, rief er, und seine Stimme hallte in der Höhle wider. »Wir haben alles untersucht. Diese Höhle war stabil.«

»Sprich nicht so laut«, fuhr Imenja ihn an.

Er zuckte zusammen und senkte den Blick. »Vergib mir, Heilige.«

»Such uns einen anderen Weg hier hinaus.«

»Ja, Heilige.«

Er warf den Den kern, die er bevorzugte, einen Blick zu und versammelte dann einen kleinen Kreis von Männern um sich. Für kurze Zeit hörte man ihr Gemurmel, bevor sie ihm Platz machten und er selbstbewusst vortrat.

»Erlaube mir, dich zu führen, Heilige«, sagte er unterwürfig.

Imenja nickte den anderen Den kern zu und bedeutete ihnen, dass sie sich ihm anschließen sollten. Als die Armee kehrtmachte, wurde es eng im Tunnel, und das Atmen fiel ihnen merklich schwerer, obwohl die Götterdiener sich bemühten, durch die Spalten und Klüfte im Gebirge frische Luft von der Erdoberfläche herabzuziehen. Diener, Soldaten und Sklaven setzten in besorgtem Schweigen ihren Weg fort.

Unter der Erde war es schwer, das Verstreichen der Zeit richtig einzuschätzen. Da Reivan etliche Monate hier unten verbracht und den anderen Denkern dabei geholfen hatte, Karten von den Minen, den natürlichen Höhlensystemen und den Bergpfaden zu zeichnen, hatte sie inzwischen gelernt, in der Dunkelheit den Überblick zu behalten. Es war fast eine Stunde verstrichen, bevor Grauer den Seitentunnel erreichte, in den er sie führen wollte. Sein Verlangen, seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, trieb ihn über den neuen Weg voran.

»Hier entlang«, sagte er, während er wieder und wieder seine Karte zu Rate zog. »Hier müssen wir hinuntersteigen.« Die Denker eilten hinter ihm her, als er um eine Ecke bog. »Und dann müssen wir noch ein ganzes Stück in diese Richtung weitergehen...«

Es folgte eine Pause, und kurz darauf hörten sie aus der Ferne einen gellenden Schrei, der schnell wieder verklang. Die Denker liefen um die Ecke und blieben jäh stehen, so dass sie den Durchgang versperrten. Reivan spähte zwischen zwei Schultern hindurch und bemerkte ein gezacktes Loch im Boden.

»Was ist passiert?«

Die Denker traten beiseite, um Imenja durchzulassen.

»Sei vorsichtig, Heilige«, sagte einer von ihnen leise. Imenjas Züge wurden ein wenig weicher, und sie nickte dem Mann kurz zu, bevor sie langsam weiterging.

Sie muss bereits wissen, was Grauer zugestoßen ist, überlegte Reivan. Sie wird seine Gedanken gelesen haben, als er in die Tiefe gestürzt ist.

Imenja ging in die Hocke und berührte den Rand des Lochs. Sie brach ein Stück davon ab, dann erhob sie sich wieder.

»Lehm«, sagte sie und hielt ihn den Denkern hin. »Geformt von Händen und gestärkt von Stroh. Es gibt einen Saboteur. Einen Fallensteller.«

»Die Weißen haben ihre Abmachung gebrochen!«, zischte einer der Denker. »Sie haben nicht die Absicht, uns nach Hause gehen zu lassen.«

»Das ist eine Falle!«, rief ein anderer. »Sie haben gelogen, was die Fallen im Pass betrifft, damit wir diese Route nehmen! Wenn sie uns hier töten, wird niemand wissen, dass sie uns betrogen haben!«

»Ich bezweifle, dass dies ihr Werk ist«, erwiderte Imenja, während sie die Felswände um sich herum einer eingehenden Musterung unterzog. Schließlich schüttelte sie stirnrunzelnd den Kopf. »Dieser Lehm ist trocken. Wer immer das getan hat, ist schon vor Tagen von hier fortgegangen. Ich kann nichts hören als die Gedanken ferner Gaut-Hirten. Wählt einen anderen Führer aus. Wir werden unseren Weg fortsetzen, aber mit großer Vorsicht.«

Die Denker zögerten und tauschten unsichere Blicke. Imenja sah von einem zum anderen, und langsam trat Ärger in ihre Züge.

»Warum habt ihr keine Kopien gemacht?«

Die Karten. Reivan schaute zur Seite und kämpfte eine wachsende Mutlosigkeit nieder. *Die Karten sind mit Grauer in die Tiefe gefallen. Wie typisch für ihn, anderen keine Kopien anzuvertrauen.*

Was sollen wir jetzt tun? Einen Moment lang stieg Furcht in ihr auf, die jedoch schnell verebbte. Die meisten der größeren Stollen in den Minen führten auf die Hauptstollenöffnung zu. Die Minenarbeiter hatten schließlich, als sie vor langer Zeit die Stollen anlegten, nicht die Absicht gehabt, ein Labyrinth zu schaffen. Die kleineren Stollen, die den Erzadern gefolgt waren, und die natürlichen Höhlensysteme waren weniger berechenbar, aber solange die Armee sich davon fernhielt, würde sie zu guter Letzt den Weg ins Freie finden.

Einer der Denker aus ihrer Gruppe trat vor. »Wir sollten

imstande sein, uns mit Hilfe unseres Gedächtnisses zu orientieren; immerhin haben wir im vergangenen Jahr eine beträchtliche Zeit hier verbracht.«

Imenja nickte. »Dann konzentriert euch darauf. Ich werde einige Götterdiener herrufen, die nach Fallen Ausschau halten.«

Obwohl alle Denker dankbar nickten, blieb Reivan eine gewisse Entrüstung bei ihnen nicht verborgen. Sie waren weder stolz noch dumm genug, die Hilfe von Zauberern abzulehnen, und vermutlich war ihnen auch klar, dass ein Teil der Schuld die Götterdiener treffen würde, sollte noch Schlimmeres geschehen. Trotzdem wurden die beiden Götterdiener, die jetzt vortraten, mit Missachtung gestraft.

Hitte erbot sich, die Führung zu übernehmen, und keiner der anderen legte Widerspruch ein. Das Loch wurde in Augenschein genommen, und man stellte fest, dass es sich um einen breiten Riss im Boden, in der Decke und in den Wänden handelte, aber die Kluft war schmal genug, um darüber hinwegzuspringen. Man holte eine Sänfte herbei, die als Brücke genutzt werden konnte, und band das Gepäck den Sklaven, die ihre Lasten ohnehin kaum zu tragen vermochten, auf den Rücken. Die Denker überquerten den Spalt, und die Armee folgte ihnen.

Reivan vermutete, dass sie nicht die Einzige war, die dieses langsame Tempo ungeduldig machte. Sie waren dem Ende ihrer Reise durch die Berge so nahe. Die Stollensysteme auf der hanianischen Seite waren weniger weitläufig und hatten sie zu einem ansonsten unzugänglichen Tal geführt, das von Gaut-Hirten genutzt wurde. Der längere Weg durch die großen natürlichen Höhlen hatte ihnen die Notwendigkeit erspart, über eine steile Anhöhe zu klettern. Von dort aus waren sie einen Tag lang über schmale Bergpfade marschiert. Als sie auf dem Weg zu der Schlacht diesen Teil passiert hat-

ten, waren sie bei Nacht gewandert, so dass die fliegenden Spione ihrer Feinde sie nicht entdecken konnten.

Jetzt brauchten sie nur noch einen Weg durch die Minen auf der sennonischen Seite des Gebirges zu finden, und ...

Was? Unsere Probleme liegen hinter uns? Reivan seufzte. Wer weiß, was uns in Sennon erwartet? Wird der Kaiser eine Armee aussenden, die uns den Rest gibt? Wird er das überhaupt nötig haben? Wir haben nur noch wenige Vorräte übrig, und die sennonische Wüste liegt noch vor uns.

Sie hatte sich noch nie so weit von daheim entfernt gefühlt.

Für eine Weile verlor sie sich in frühen Erinnerungen: wie sie in der Schmiedewerkstatt ihres Vaters saß oder ihren Brüdern dabei half, Dinge zu bauen. Sie übersprang die kurze Zeit der Kränkung und des Gefühls, verraten worden zu sein, nachdem man sie den Götterdienern übergeben hatte, und dachte an die Freude, mit der sie lesen und schreiben gelernt und noch vor ihrem zehnten Jahr alle Bücher in der Klosterbibliothek gelesen hatte. Sie hatte alles repariert, angefangen von Wasserrohren bis hin zu Roben, sie hatte einen Apparat zum Abschaben von Häuten erfunden und ein Rezept zum Einmachen von Drimma, das dem Sanktuarium mehr Geld eingetragen hatte als alle anderen Produkte des Klosters zusammen.

Plötzlich stolperte Reivan und verlor beinahe das Gleichgewicht. Sie blickte auf und stellte zu ihrer Überraschung fest, dass der Boden vor ihr uneben war. Hitte hatte sie in die natürlichen Tunnel gebracht. Sie sah den neuen Anführer der Denker an und bemerkte die vorsichtige Selbstsicherheit seiner Bewegungen.

Ich hoffe, er weiß, was er tut. Aber es scheint so zu sein. Oh, besäße ich doch nur die Fähigkeit der Götterstimmen, Gedanken zu lesen.

Sie dachte an Imenja und hatte mit einem Mal Gewissensbisse. Statt wachsam und nützlich zu sein, war sie in einen Tagtraum verfallen. Von jetzt an würde sie besser Acht geben.

Im Gegensatz zu den höher in den Bergen gelegenen Stolten, die gerade und breit waren, waren die Gänge hier schmal und gewunden. Sie zweigten nicht einfach nur nach links und rechts ab, sondern stiegen in die Höhe und fielen wieder ab, und das häufig sehr unvermittelt. Die Luft wurde immer feuchter und schwerer. Imenja ordnete mehrmals Pausen an, um den Götterdienern Zeit zu geben, frischere Luft herabzuziehen.

Dann wurden die Wände des Tunnels jäh breiter, und Imenjas Licht erhellte eine riesige Höhle.

Reivan sog scharf die Luft ein. Überall um sie herum fanden sich fantastische weiße Säulen, einige so dünn wie ein Finger, andere breiter als die uralten Bäume von Dekkar. Manche hatten sich zu wahren Vorhängen vereinigt, andere waren abgebrochen, und über ihren Stümpfen hatten sich pilzähnliche Oberflächen gebildet. Alles glitzerte von Feuchtigkeit.

Als Reivan sich umdrehte, sah sie, dass Imenja lächelte. Die Zweite Götterstimme ging an den Den kern vorbei in die Höhle und blickte zu den Felsformationen auf.

»Wir werden hier für eine Weile Rast machen«, verkündete sie. Ihr Lächeln verblasste, und sie sah die Denker vielsagend an, bevor sie sich abwandte und die Armee in die Höhle führte.

Reivan blickte zu Hitte hinüber, und plötzlich wurde ihr klar, was Imenjas Verhalten hervorgerufen hatte. Auf Hittes Stirn standen Sorgenfalten. Kurz darauf entfernten sich die Denker von den Menschen, die in die Höhle traten, und begannen eine gedämpfte Unterhaltung.

Sie bewegte sich ein wenig näher an die Gruppe heran und konnte genug Worte auffangen, um ihren Verdacht bestätigt zu sehen. Hitte wusste nicht, wo sie waren. Er hatte geglaubt, weiteren Fallen ausweichen zu können, indem er sich in die natürlichen Tunnel begab, wo mögliche Fallen augenfälliger sein sollten, aber die Tunnel hatten sich nicht, wie er gehofft hatte, wieder mit den von Menschen geschaffenen Wegen vereint. Jetzt fürchtete er, dass sie sich verirrt hatten.

Reivan seufzte und ging weiter. Wenn sie noch mehr mit anhörte, würde sie vielleicht etwas sagen, was sie später bereute. Als sie sich ein gutes Stück von den Denkern entfernt hatte, stellte sie fest, dass die Höhle noch größer war, als sie zuerst geglaubt hatte. Die Geräusche der Armee verklangen hinter ihr, während sie zwischen den Säulen hindurchging, über kleine Erhebungen stieg und durch Pfützen watete. Imenjas Licht hüllte die verschiedenen Bereiche der Höhle entweder in strahlende Helligkeit oder in tintenblaue Schatten. An einer Stelle war der Boden über eine größere Fläche eben und erhob sich dann in geschwungenen Terrassen. Reivan prägte sich alle Öffnungen ein, die sie sah und bei denen es sich möglicherweise um Stollen handelte.

Während sie einen dieser Eingänge in Augenschein nahm, erklang hinter ihr ein tiefes, wortloses Geräusch. Sie erstarrte, sah sich vorsichtig um und fragte sich, ob ihr jemand gefolgt war. Die Stimme wurde lauter und drängender, bis sie sich in ein wütendes Stöhnen verwandelte. War es der Fallensteller? Ein Einheimischer, der auf Rache sann – außerstande, eine ganze Armee anzugreifen, aber sehr wohl bereit, an einzelnen Personen Vergeltung zu üben? Sie keuchte vor Angst und wünschte sich verzweifelt, dass sie sich nicht von den anderen abgesondert hätte oder dass ihre magischen Fähigkeiten nicht so gering gewesen wären, dass sie lediglich einen winzigen, jämmerlichen Funken hervorbringen konnte.

Wenn ihr allerdings jemand in böser Absicht gefolgt war, würde er seine Anwesenheit nicht durch lautes Stöhnen verraten. Sie zwang sich, ruhiger zu atmen. Wenn das, was sie hörte, keine Stimme war, was war es dann?

Als ihr die Antwort auf diese Frage dämmerte, entlockte ihre eigene Dummheit ihr ein lautes Lachen.

Der Wind. Er weht durch diese Tunnel wie Atem durch ein Rohr.

Jetzt, da sie sich darauf konzentrierte, konnte sie eine Bewegung in der Luft wahrnehmen. Sie bückte sich, um die Finger in einer Pfütze zu befeuchten, dann ging sie mit ausgestreckten Händen auf das Geräusch zu. Ein schwacher Windhauch strich über ihre nasse Haut und führte sie zu einer größeren Öffnung an einer Seite der Höhle, wo er sich in eine stärkere Luftströmung verwandelte.

Lächelnd machte sie sich auf den Rückweg zu der Armee.

Zu ihrer Überraschung stellte sie fest, dass sie sich weit von den anderen entfernt hatte. Inzwischen waren alle fünf Marschkolonnen eingetroffen und scharten sich um die Felsformationen. Aber irgendetwas stimmte nicht. Statt Stauen und Überraschung lag Furcht in ihren Zügen. Außerdem waren sie für eine so große Ansammlung von Menschen zu still.

Hatten die Denker ihre Situation verraten? Oder hatten die Götterstimmen beschlossen, der Armee mitzuteilen, dass sie sich verirrt hatten? Als Reivan näher kam, sah sie die vier Götterstimmen auf einem Felsvorsprung stehen. Sie wirkten so gelassen und selbstsicher wie immer. Imenja blickte hinab und sah Reivan in die Augen.

Dann war plötzlich wieder das Stöhnen zu hören. Hier in der Höhle war es schwächer, und es war schwieriger zu erkennen, dass es sich um den Wind handelte. Reivan hörte die Menschen keuchen und Gebete murmeln, und jetzt begriff sie

auch, was den Männern und Frauen solche Angst eingejagt hatte. Gleichzeitig sah sie Imenjas Mundwinkel vor Erheiterung zittern.

»Es ist der Aggen! Das Ungeheuer!«, rief jemand.

Reivan schlug die Hand vor den Mund, um ein Lachen zu verbergen, und bemerkte, dass auch die anderen Denker lächelten. Der Rest der Armee schien dieser Idee jedoch Glauben zu schenken. Männer und Frauen scharten sich zusammen, und einige schrien vor Angst auf.

»Er wird uns fressen!«

»Wir sind in seine Höhle eingedrungen!«

Sie seufzte. Jeder hatte die Legende des Aggen gehört, einer gewaltigen Bestie, die angeblich unter diesen Bergen lebte und jeden fraß, der töricht genug war, in die Minen vorzudringen. In den älteren Minen gab es sogar Schnitzereien von dem Ungeheuer mit kleinen Opfernischen darunter – als ließe sich eine Kreatur von solcher Größe mit einer Opfergabe zufriedenstellen, die in einen solch kleinen Raum passte.

Oder als könnte es überhaupt überleben. Kein Geschöpf von so ungeheuren Ausmaßen, wie sie diesem Aggen zugeschrieben wurden, konnte sich von vereinzelt törichtem Entdeckern ernähren. Und wenn es dazu in der Lage wäre, müsste es erheblich kleiner sein, als die Legenden behaupteten.

»Volk der Götter.« Imenjas Stimme hallte durch die Höhle, und ihre Worte fanden in der Ferne ein Echo, als jagten sie dem Stöhnen hinterher. »Fürchtet euch nicht. Ich kann keine anderen Geister hier unten wahrnehmen als unsere eigenen. Dieses Geräusch ist nur der Wind. Er strömt durch diese Höhlen wie Atem durch ein Rohr – aber nicht so melodisch«, fügte sie mit einem Lächeln hinzu. »Es gibt hier unten kein anderes Ungeheuer als unsere eigene Fantasie. Denkt stattdessen an die frische Luft, die dieser Wind mit sich bringt. Ruht euch aus und erfreut euch an den Wundern, die euch umgeben.«

Die Armee war still geworden. Jetzt konnte Reivan Soldaten hören, die das Geräusch nachäfften oder sich über jene lustig machten, die ihre Ängste laut ausgesprochen hatten. Ein Götterdiener trat an Reivan heran.

»Denkerin Reivan? Die Zweite Stimme wünscht, dich zu sprechen«, sagte der Mann.

Reivans Herz setzte einen Schlag aus. Sie eilte hinter dem Mann her. Als sie den Felsvorsprung erreichte, wandten sich die anderen Götterstimmen ihr voller Interesse zu.

»Denkerin Reivan«, begann Imenja. »Hast du einen Weg ins Freie entdeckt?«

»Vielleicht. Ich habe einen Tunnel gefunden, durch den der Wind weht. Dieser Wind könnte von draußen kommen, aber wir werden erst wissen, ob der Tunnel passierbar ist, wenn wir ihn erkundet haben.«

»Dann erkunde ihn«, befahl Imenja. »Nimm zwei Götterdiener mit. Sie werden dir Licht geben und Verbindung mit mir aufnehmen, sollte sich der Tunnel als nützlich erweisen.«

»Ich werde tun, was du sagst, Heilige«, erwiderte Reivan. Sie machte das Zeichen der Götter über ihrer Brust, dann entfernte sie sich. Zwei Götterdiener, ein Mann und eine Frau, traten neben sie. Sie nickte ihnen höflich zu, bevor sie sie wegführte.

Sie fand den Tunnel mühelos wieder und ging hinein. Der Boden war uneben, und sie mussten an manchen Stellen steile Anhöhen erklimmen. Das Stöhnen wurde lauter, bis das Geräusch durch ihren Körper vibrierte. Die beiden Götterdiener rochen trotz des kalten Windes nach Schweiß, verloren jedoch kein Wort über ihre Ängste. Ihre magischen Lichter waren vielleicht eine Spur zu hell, aber Reivan beschwerte sich nicht darüber.

Als das Geräusch ohrenbetäubend wurde, sah sie zu ihrem Entsetzen, dass der Tunnel sich vor ihnen zu einem Spalt ver-

engte. Sie wartete darauf, dass der Wind ein wenig schwächer wurde, dann schob sie sich seitwärts in den Spalt. Die Götterdiener blieben unsicher stehen.

Der Spalt wurde noch enger, bis Reivan förmlich zwischen den Felswänden festsaß. Vor ihr lag nur Dunkelheit, aber sie konnte ertasten, dass die Wegenge um eine Kurve führte.

»Könnt ihr mit euren Lichtern ein wenig tiefer hineinleuchten?«, rief Reivan.

»Du wirst mich leiten müssen«, kam die Antwort.

Der kleine Lichtfunke schwebte an Reivans Kopf vorbei und hielt dann inne.

»Wohin jetzt?«

»Ein wenig weiter nach rechts«, rief sie zurück.

»Bist du dir sicher, dass du das wirklich tun willst?«, fragte der andere Götterdiener. »Was ist, wenn du stecken bleibst?«

»Dann werde ich mich befreien«, erwiderte sie in der Hoffnung, dass sie recht hatte. *Denk nicht darüber nach.* »Ein wenig weiter nach vorn und dann nach rechts. Das ist es... jetzt nach links – nicht so schnell.«

Als sich das Licht dem Ende der Biegung näherte, konnte sie erkennen, dass der Tunnel dahinter wieder breiter wurde. Er mochte sich später abermals verengen, aber das konnte sie nur erfahren, wenn sie ihn weiter erkundete. Sie zwängte sich ganz durch die Lücke, spürte, wie der Druck nachließ, schob sich um die Biegung herum...

...und seufzte erleichtert auf, als sie feststellte, dass der Tunnel vor ihr immer breiter wurde. Sie brauchte nur wenige Schritte zu tun, dann konnte sie die Arme ausstrecken, ohne den Felsen zu beiden Seiten zu berühren. Vor ihr setzte sich die Rechtskurve fort. Das magische Licht der Götterdiener erhellte jetzt zwar nicht länger ihre Umgebung, aber vom Ende des Stollens kam ein schwacher Lichtschein. Sie eilte weiter und stolperte beinahe auf dem unebenen Boden. Als sie eine

weitere Biegung erreichte, stellte sie dankbar fest, dass die Wände des Tunnels vor ihr grün und grau gefärbt waren.

Felsen und Bäume. Sie war draußen.

Lächelnd kehrte sie zu der Stelle zurück, an der der Tunnel sich verengte, und berichtete den Götterdienern, was sie gefunden hatte.

Reivan beobachtete, wie sich die Armee aus dem Tunnel ergoss. Während alle Männer und Frauen kurz innehielten, um sich umzusehen, stand ihnen die Erleichterung deutlich ins Gesicht geschrieben. Dann gingen sie weiter den schmalen Pfad entlang, der zum oberen Ende der Schlucht hinaufführte. Inzwischen waren so viele Menschen vorbeigegangen, dass sie sie nicht mehr zählen konnte.

Einige Götterdiener hatten den Tunnel mit Magie verbreitert. Der Weiße Wald, wie Imenja diese Stelle genannt hatte, würde nicht länger von stöhnenden Winden heimgesucht werden. Es war zwar eine Schande, aber nur wenige Männer und Frauen in der Armee wären imstande gewesen, sich durch die schmale Lücke zu zwängen, wie Reivan es getan hatte.

Jetzt kam eine Gruppe von Sklaven heraus. Sie schienen genauso froh wie alle anderen zu sein, die Minen hinter sich lassen zu können. Am Ende dieser Reise würde man ihnen die Freiheit schenken und ihnen bezahlte Arbeit anbieten. Der Dienst in der Armee hatte ihnen eine Strafmilderung eingetragen. Trotzdem bezweifelte Reivan, dass sie mit ihrem Anteil an diesem gescheiterten Versuch, die Zirkler zu besiegen, prahlen würden.

Die Niederlage dürfte im Augenblick niemanden besonders interessieren, ging es ihr durch den Kopf. Sie sind einfach nur glücklich darüber, das Sonnenlicht zu sehen. Schon bald werden sie alle ängstlich darüber nachdenken, dass sie die Wüste durchqueren müssen.

»Denkerin Reivan«, erklang eine vertraute Stimme in ihrer unmittelbaren Nähe.

Sie zuckte zusammen und drehte sich um. Imenja stand hinter ihr.

»Es tut mir leid, Heilige. Ich habe dich nicht kommen hören.«

Imenja lächelte. »Dann sollte ich mich dafür entschuldigen, dass ich mich an dich herangeschlichen habe.« Sie sah die Sklaven an, aber ihr Blick war in die Ferne gerichtet. »Ich habe die übrigen Denker vorausgeschickt, um einen Weg hinunter zur Wüste zu suchen.«

»Hätte ich mich ihnen anschließen sollen?«

»Nein, ich möchte mit dir reden.«

In diesem Moment wurde der Sarg mit Kuars Leichnam durch die Öffnung des Tunnels getragen, und Imenja hielt inne. Sie sah dem Sarg nach, dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus.

»Ich glaube nicht, dass magische Befähigung eine unabdingbare Voraussetzung für alle Götterdiener sein sollte. Für die meisten vielleicht, aber wir sollten auch anerkennen, dass manche Männer und Frauen uns andere Talente zu bieten haben.«

Reivan hielt den Atem an. Imenja würde doch nicht ...

»Würdest du eine Götterdienerin werden wollen, falls man es dir anböte?«

Eine Götterdienerin? Wovon Reivan ihr Leben lang geträumt hatte?

Imenja blickte zu Reivan hinüber, während diese sich noch bemühte, ihre Stimme wiederzufinden.

»Es ... es wäre mir eine Ehre, Heilige«, stieß sie hervor.

Imenja lächelte. »Dann soll es so geschehen, sobald wir wieder zu Hause sind.«

TEIL 1



1

Der Mann, der in der Nähe des Fensters stand, stank förmlich nach Angst. Er befand sich einige Schritte entfernt von den Glasscheiben und versuchte sich dazu zu zwingen, seine Furcht vor der Höhe zu überwinden und näher an das Turmfenster heranzutreten, um auf den weit unter ihm liegenden Boden hinabzublicken.

Danjin tat das jeden Tag. Auraya wollte ihn nicht daran hindern. Es kostete ihn großen Mut, sich seiner Angst zu stellen. Das Problem lag nur darin, dass sie seine Gedanken lesen und daher seine Furcht fühlen konnte. Dieser Umstand lenkte sie von den Fragen ab, auf die sie sich zu konzentrieren versuchte – im Augenblick handelte es sich dabei um einen weitschweifigen, langweiligen Brief eines Kaufmanns, der ein Anliegen an die Weißen hatte; er wünschte den Erlass eines Gesetzes, das es ihm als Einzigem gestattete, mit den Siyee Handel zu treiben.

Als Danjin sich vom Fenster abwandte, stellte er fest, dass sie ihn beobachtete, und runzelte die Stirn.

»Nein, du hast nichts von dem versäumt, was ich gesagt habe«, erklärte sie.

Er lächelte erleichtert. Es war ihr inzwischen zur Gewohnheit geworden, Gedanken zu lesen. Die Gedanken anderer waren so leicht wahrzunehmen, dass sie sich konzentrieren musste, um sie auszublenden. Infolgedessen empfand sie den normalen Gesprächsfluss als zermürend schwerfällig. Sie wusste, was jemand sagen würde, noch bevor er es aussprach, und sie musste sich dazu zwingen, mit einer Erwiderung auf

die Gedanken des anderen zu warten. Es war unhöflich, eine Frage zu beantworten, bevor der Sprecher Gelegenheit hatte, sie zu stellen.

In Danjins Gegenwart war es ihr jedoch möglich, sich zu entspannen. Ihr Ratgeber akzeptierte, dass das Gedankenlesen zu ihr gehörte, und er war nicht gekränkt, wenn sie auf seine Gedanken reagierte, als hätte er sie laut ausgesprochen. Auraya war sehr dankbar für sein Verständnis.

Danjin ging zu einem Stuhl hinüber und setzte sich. Er blickte auf den Brief in ihren Händen hinab. »Bist du fertig?«, fragte er.

»Nein.« Sie wandte sich wieder dem Schreiben zu und zwang sich weiterzulesen. Als sie das Ende des Briefes erreicht hatte, sah sie wieder zu Danjin auf. Sein Blick war in die Ferne gerichtet, und sie lächelte, als sie erkannte, in welche Richtung seine Gedanken gewandert waren.

Ich kann nicht glauben, dass schon ein Jahr vergangen ist, überlegte er. Ein Jahr, seit ich zum Ratgeber der Weißen geworden bin. Als er bemerkte, dass sie ihn beobachtete, leuchteten seine Augen auf.

»Wie wirst du das Ende deines ersten Jahres als Weiße morgen feiern?«, fragte er.

»Ich nehme an, wir werden zum Essen zusammenkommen«, erwiderte Auraya. »Und wir werden uns auch im Altar treffen.«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Vielleicht werden die Götter dir persönlich gratulieren.«

Sie zuckte die Achseln. »Vielleicht. Vielleicht werden wir Weißen aber auch unter uns sein.« Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Juran wird wahrscheinlich auf die Ereignisse des Jahres zurückblicken wollen.«

»Dann hat er aber eine Menge zu tun.«

»Ja«, pflichtete sie ihm bei. »Ich hoffe, dass nicht jedes Jahr

meines Lebens als Weiße so aufregend sein wird. Zuerst die somreyanische Allianz, dann meine Zeit in Si, dann der Krieg. Ich hätte nichts dagegen, andere Länder zu besuchen oder nach Somrey und Si zurückzukehren, aber es wäre mir lieber, wenn ich nie wieder in den Krieg ziehen müsste.«

Er verzog zustimmend das Gesicht. »Ich wünschte, ich könnte mit Gewissheit sagen, dass ein weiterer Krieg zu meinen Lebzeiten unwahrscheinlich ist.« *Aber das kann ich nicht*, beendete er seinen Satz schweigend.

Sie nickte. »Mir geht es genauso.« *Wir können nur darauf vertrauen, dass die Götter einen guten Grund hatten, uns zu befehlen, die pentadrianischen Zauberer am Leben zu lassen. Nachdem ihr stärkster Zauberer tot ist, sind die Pentadrianer schwächer als die Zirkler – für den Augenblick. Sie brauchen nur einen Ersatz für ihn zu finden, um abermals zu einer Bedrohung für Nordithania zu werden.*

Früher einmal hätte sie sich deswegen keine Sorgen gemacht. So mächtige Zauberer wie die Anführer der Pentadrianer wurden nicht häufig geboren – vielleicht einer in hundert Jahren. Dass fünf solcher Zauberer innerhalb einer Generation in Südithania an die Macht gekommen waren, war außergewöhnlich. Die Weißen konnten es nicht riskieren zu hoffen, dass abermals hundert Jahre verstreichen würden, bevor die Pentadrianer einen Zauberer fanden, der stark genug war, um Kuar zu ersetzen.

Wir hätten die vier Überlebenden töten sollen, dachte Auraya. *Aber die Schlacht war vorbei gewesen. Es hätte wie Mord gewirkt. Ich muss zugeben, dass es mir lieber wäre, wenn wir Weißen mehr für unsere Barmherzigkeit bekannt wären als für Skrupellosigkeit. Vielleicht ist das ja auch die Absicht der Götter.*

Sie blickte auf den Ring an ihrer Hand hinab. Durch diesen Ring verstärkten die Götter ihre natürliche magische Kraft und verliehen ihr Gaben, die nur wenige Zauberer je beses-

sen hatten. Es war ein schlichter weißer Ring – nichts Außergewöhnliches –, und ihre Hand sah genauso aus wie vor einem Jahr. Viele Jahre würden verstreichen, bevor offenbar wurde, dass sie nicht um einen einzigen Tag gealtert war, seit sie den Schmuck übergestreift hatte.

Die anderen Weißen lebten schon weit länger. Juran war vor über hundert Jahren der Erste gewesen, den die Götter erwählt hatten. Er hatte jeden einzelnen Menschen, den er vor seiner Erwählung gekannt hatte, alt werden und sterben sehen. Sie konnte sich nicht einmal vorstellen, was für ein Gefühl das sein musste.

Dyara war die Nächste gewesen, dann waren in Abständen von jeweils fünfundzwanzig Jahren Mairae und Rian hinzugekommen. Selbst Rian war schon so lange ein Unsterblicher, dass die Menschen, die ihn vor seiner Erwählung gekannt hatten, inzwischen bemerkt haben mussten, dass er seither nicht um einen einzigen Tag gealtert war.

»Ich habe Gerüchte gehört, nach denen der sennonische Kaiser seinen Bündnisvertrag mit den Pentadrianern nur wenige Stunden nach ihrer Niederlage zerrissen haben soll«, sagte Danjin. »Weißt du, ob das der Wahrheit entspricht?«

Auraya blickte zu ihm auf und kicherte. »Dann breitet sich das Gerücht also aus. Wir sind uns noch nicht sicher, ob es wahr ist. Der Kaiser hat nach der Unterzeichnung des Vertrags all unsere Priester und Priesterinnen aus Sennon fortgeschickt, daher war keiner von ihnen dort, um zu bezeugen, ob er ihn zerrissen hat oder nicht.«

»Anscheinend war ein Traumweber dort«, sagte Danjin. »Hast du in letzter Zeit einmal mit Traumweberratgeberin Raeli gesprochen?«

»Nicht mehr, seit wir zurückgekehrt sind.« Seit dem Krieg hatte sie, wann immer die Rede auf die Traumweber kam, das Gefühl, als berühre jemand eine verheilende Wunde. Bei sol-

chen Gelegenheiten wandten sich ihre Gedanken stets Leiard zu.

Eine Flut von Erinnerungen schlug über ihr zusammen, und sie wandte den Blick ab. Einige dieser Erinnerungen zeigten den weißhaarigen, bärtigen Mann, der in dem Wald in der Nähe ihres Heimatdorfs gelebt hatte – den Mann, der sie so vieles über Heilmittel, die Welt und die Magie gelehrt hatte. Andere Erinnerungen stammten aus jüngerer Zeit und galten dem Mann, den sie – dem allgemeinen Vorurteil der Zirkler gegen ihre vermeintlichen Widersacher zum Trotz – zu ihrem Ratgeber in Angelegenheiten der Traumweber ernannt hatte. Dann neckte ihr Geist sie mit Erinnerungen an intimere Augenblicke: die Nacht vor ihrem Aufbruch nach Si, als sie ein Liebespaar geworden waren, die Traumvernetzungen, in denen sie einander ihr Begehren übermittelt hatten, und die heimlichen Treffen in seinem Zelt, als sie beide getrennt in die Schlacht gezogen waren – sie, um zu kämpfen, er, um die Verwundeten zu heilen.

Und schließlich überlief sie ein Frösteln, als ihr ein Bild des Bordelllagers in den Sinn kam. Sie hatte Leiard dort gefunden, nachdem Juran ihre Affäre entdeckt und ihn fortgeschickt hatte. Sie konnte ihn noch immer vor ihrem inneren Auge sehen, von oben betrachtet, während die Zelte von goldenem Morgenlicht überhaucht waren.

Der Gedanke, den sie von ihm aufgefangen hatte, wiederholte sich in ihren eigenen Gedanken. *Es ist nicht so, dass ich Auraya nicht für attraktiv oder klug oder freundlich halten würde. Sie ist nur all diesen Ärger einfach nicht wert.*

Er hatte in gewisser Weise recht gehabt. Ihre Affäre würde unweigerlich einen Skandal nach sich ziehen, wenn sie öffentlich bekannt würde. Es war selbstsüchtig, ihrem eigenen Vergnügen nachzujagen, wenn es bedeutete, dass andere dafür würden leiden müssen.

Dieses Wissen hatte den Schock nicht gemildert, dass sie an diesem Tag in seinen Gedanken keine Liebe, kein Bedauern gefunden hatte. Die Liebe, die sie so viele Male bei ihm gespürt und für die sie so viel riskiert hatte, war gestorben, allzu leicht getötet von Furcht. *Ich sollte Juran dafür dankbar sein, sagte sie sich. Wenn Leiard seine Liebe so leicht der Furcht zu opfern bereit war, dann hätte ohnehin irgendjemand oder irgendetwas diese Liebe früher oder später getötet. Wer eine Weiße liebt, muss stärker sein. Beim nächsten Mal werde ich mir keinen so schwachen Mann aussuchen, und je eher ich Leiard vergesse, umso eher werde ich jemanden finden, der ... der ...*

Was? Sie schüttelte den Kopf. Es war noch zu früh, um an einen neuen Geliebten zu denken. Wenn sie sich wieder verliebte, würden ihre Gefühle sie dann abermals zu verantwortungslosen, schändlichen Taten hinreißen? Nein, sie sollte sich besser mit ihrer Arbeit beschäftigen.

Danjin beobachtete sie geduldig, und mit seinem Verdacht, worüber sie nachdenken mochte, kam er der Wahrheit nur allzu nahe. Sie richtete sich auf und sah ihm in die Augen.

»Hast *du* mit Raeli gesprochen?«, fragte sie.

Er zuckte die Achseln. »Wir haben ein- oder zweimal ein paar Worte gewechselt, aber nicht zu diesem Thema. Möchtest du, dass ich sie danach befrage?«

»Ja, aber nicht vor dem morgigen Treffen am Altar. Wir werden gewiss über Sennon reden, und die anderen Weißen werden die Wahrheit vielleicht bereits kennen.« Sie blickte noch einmal auf den Brief des Kaufmanns hinab. »Ich werde vorschlagen, dass wir Priester und Priesterinnen nach Si schicken.«

Danjin wirkte nicht überrascht. »Als zusätzlichen Schutz?«

»Ja. Die Siyee haben während des Krieges schreckliche Verluste erlitten. Selbst mit ihren neuen Jagdgeschirren werden sie niemals in der Lage sein, Invasoren zurückzuschla-

gen. Wir sollten zumindest sicherstellen, dass sie sich sofort mit uns in Verbindung setzen können, falls sie unsere Hilfe benötigen.«

Der Gedanke an die Siyee erfüllte sie mit einer anderen Art von Sehnsucht und Schmerz. Die Monate, die sie in Si verbracht hatte, waren allzu kurz gewesen. Sie wünschte, sie hätte einen Grund, dorthin zurückzukehren. Neben der aufrichtigen, unkomplizierten Lebensart der Siyee erschienen ihr die Ansprüche und Sorgen ihres eigenen Volkes lächerlich oder unnötig schäbig und selbstsüchtig.

Doch ihr Platz war hier. Die Götter mochten ihr die Gabe des Flugs gegeben haben, so dass sie über die Berge reisen und die Siyee überreden konnte, ein Bündnis mit den Weißen zu schließen, aber das bedeutete nicht, dass sie ein Volk dem anderen vorziehen durfte.

Dennoch darf ich auch die Siyee nicht im Stich lassen. Ich habe sie in den Krieg und in den Tod geführt. Ich muss dafür sorgen, dass sie wegen ihres Bündnisses mit uns nicht noch mehr Verluste erleiden.

»Der größte Teil ihres Landes ist für Landgeher fast unpassierbar«, bemerkte Danjin. »Das wird das Fortkommen von Eindringlingen verlangsamen und ihnen Zeit geben, Hilfe zu rufen.«

Sie lächelte über seine Verwendung des Ausdrucks der Siyee für gewöhnliche Menschen. »Vergiss die Zauberin nicht, die im vergangenen Jahr in Si eingedrungen ist, und diese grausamen Vögel, die sie hält. Selbst Zauberer von geringer Stärke könnten eine Menge Schaden anrichten, wenn sie unbemerkt ins Land gelangten.«

»Trotzdem, wenn die Pentadrianer uns abermals angreifen wollten, würden sie sich gewiss nicht mit Si abgeben.«

»Si ist dasjenige unserer verbündeten Länder, das dem südlichen Kontinent am nächsten liegt. Es gibt keine Priester dort,

und die wenigen Siyee, die Gaben besitzen, verfügen nur über eine geringe Ausbildung. Sie sind unser schwächster Verbündeter.«

Danjin blickte nachdenklich drein, dann nickte er. »Es ist nicht so, als könnte Jarime nicht einige Priester und Priesterinnen erübrigen. Aber auf jeden Fall sollten unerschrockene junge Leute, die du nach Si schickst, auch gute Heiler sein. Du willst dir die Dankbarkeit der Siyee gewiss erhalten. In zwanzig Jahren werden sich die älteren Siyee noch immer daran erinnern, dass du König Berro gezwungen hast, die torenischen Siedler aus ihrem Land zu entfernen. Die jüngeren Siyee werden die Bedeutung dieser Tat nicht verstehen – oder sie werden sich einreden, dass sie es auch ohne dich geschafft hätten. Es wäre durchaus möglich, dass sie sich das jetzt schon einreden.«

Sie schüttelte den Kopf. »Noch nicht.«

»Vorstellbar wäre es. Die Menschen können sich alles einreden, wenn sie einen Schuldigen suchen.«

Sie zuckte zusammen. *Einen Schuldigen*. Die Trauer hatte einige Leute dazu getrieben, die Schuld am Tod geliebter Menschen während des Krieges bei den Weißen oder sogar bei den Göttern zu suchen. Ihre Fähigkeit, die Trauer anderer zu spüren, war ein weiterer Nachteil ihrer Gabe, Gedanken zu lesen. Manchmal hatte sie das Gefühl, als betrauerere jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in der Stadt den Verlust eines Verwandten oder Freundes.

Dann waren da noch die Überlebenden. Sie war nicht die Einzige, die von unwillkommenen Erinnerungen an den Krieg gequält wurde. Jeder, der gekämpft hatte, hatte schreckliche Dinge gesehen, und nicht alle Menschen konnten vergessen. Auraya schauderte bei dem Gedanken an die Alpträume, die sie seit der Schlacht gequält hatten. In diesen Träumen ging sie endlos über ein Schlachtfeld, und die verstümmelten Lei-

chen von Männern und Frauen flehten um Hilfe oder schrien ihre Anklagen heraus.

Wir müssen alles tun, um einen weiteren Krieg zu vermeiden, ging es ihr durch den Kopf. Oder wir müssen eine bessere Möglichkeit finden, uns zu verteidigen. Wir Weißen verfügen über große magische Stärke. Gewiss können wir einen Weg finden, eine Schlacht zu bestreiten, ohne dass so viele Menschen sterben müssen.

Aber selbst wenn sie einen solchen Weg fanden, würde er ihnen vielleicht nichts nutzen, falls die Götter der Feinde real waren. Sie dachte an einen Morgen einige Tage vor der Schlacht zurück, als sie beobachtet hatte, wie die pentadriatische Armee die Minen verließ. Ihr Anführer hatte eine leuchtende Gestalt heraufbeschworen. Sie hätte das Bild als Illusion abtun können, hätten ihre Sinne ihr nicht gesagt, dass diese Gestalt über ungeheure magische Macht verfügte.

Die Zirkler hatten immer geglaubt, dass die Pentadriener falschen Göttern folgten. Dass der Zirkel der Fünf aus den einzig wahren Göttern zusammengesetzt war, die den Krieg der Götter überlebt hatten. Wenn sie einen realen Gott gesehen hatte, wie war das dann möglich?

Die Weißen hatten nach der Schlacht die Götter befragt. Chaia hatte es durchaus für denkbar gehalten, dass sich seit dem Krieg neue Götter erhoben hatten. Er und die anderen Götter gingen dieser Frage derzeit nach.

Seither hatte sie die verschiedenen Möglichkeiten viele Male mit den anderen Weißen erörtert. Rian widerstrebte es, zu akzeptieren, dass neue Götter geboren worden sein könnten. Obwohl er normalerweise so leidenschaftlich und zuversichtlich war, brachte ihn die Aussicht auf neue Götter aus der Fassung und machte ihn wütend. Auraya verstand langsam, was hinter seiner Einstellung steckte: Für ihn mussten die Götter eine unbezwingbare Kraft in der Welt darstellen.

Eine Kraft, die immer gleich blieb und auf die er sich verlassen konnte.

Mirae dagegen war unbesorgt. Die Vorstellung, dass es neue Götter auf der Welt geben könnte, beunruhigte sie nicht. »Wir dienen unseren fünf Göttern, das ist alles, was zählt«, hatte sie einmal gesagt.

Juran und Dyara waren nicht davon überzeugt, dass der »Gott«, den Auraya gesehen hatte, real war. Dennoch waren sie besorgter als Mirae. Wie Juran erklärt hatte, wären reale Götter eine große Bedrohung für Nordithania. Seiner Meinung nach hatten die Pentadrianer behauptet, dass ihre falschen Götter sie in den Krieg geschickt hätten, um sich auf diese Weise den Gehorsam ihres Volkes zu sichern. Jetzt war es möglich, dass diese Götter real waren und dass sie die Pentadrianer ermutigt oder ihnen vielleicht sogar befohlen hatten, in zirkliche Länder einzufallen.

In einem Punkt waren sie sich alle einig: Wenn einer der pentadrianischen Götter tatsächlich existierte, existierten die übrigen wahrscheinlich ebenfalls. Kein Gott würde seinen Anhängern gestatten, neben ihm noch falschen Göttern zu dienen.

Auraya runzelte die Stirn. *Ich bin davon überzeugt, dass das, was ich gesehen habe, ein realer Gott war, daher muss ich davon ausgehen, dass es fünf neue Götter auf dieser Welt gibt. Aber das ist doch gewiss ...*

»Auraya?«

Sie zuckte zusammen und blickte zu Danjin auf. »Ja?«

»Hast du überhaupt etwas von dem gehört, was ich gerade gesagt habe?«

Sie verzog das Gesicht. »Nein. Entschuldige.«

Er schüttelte lächelnd den Kopf. »Du brauchst dich bei mir nicht zu entschuldigen. Was immer dich so gründlich ablenken kann, muss wichtig sein.«

»Ja, aber es ist nichts, was mich nicht schon tausend Mal zuvor abgelenkt hätte. Was hast du gesagt?«

Danjin breitete die Hände aus und machte sich geduldig daran, noch einmal zu wiederholen, was er ihr erzählt hatte.

Emerahl saß reglos da.

Aus allen Richtungen drangen die Laute des nächtlichen Waldes auf sie ein: das Rascheln von Blättern, das Zirpen von Vögeln, das Knacken von Zweigen... Und irgendwo, nicht allzu weit entfernt, war das schwache Geräusch von Tritten zu hören.

Als es näher kam, straffte sie sich. Ein Schatten glitt in das Licht der Sterne.

Was ist das? Etwas Essbares, hoffe ich. Komm näher, kleine Kreatur...

Das Etwas befand sich auf ihrer windabgewandten Seite, aber das sollte keine Rolle spielen. Sie hatte sich mit einer magischen Barriere umgeben, so dass die Gerüche, die sie verströmte, nicht nach außen dringen konnten.

Und davon gibt es mehr als genug, dachte sie kläglich. Nach einem Monat des Reisens und ohne Kleider zum Wechseln würde jeder übel riechen. Wie Rozea lachen würde, wenn sie mich jetzt sehen könnte. Die Favoritin ihres Hurenhauses schläft, bedeckt mit Schlamm und Dreck, auf hartem Boden, und ihr einziger Gefährte ist ein verrückter Traumweber.

Sie dachte an Mirar, der einige hundert Schritte hinter ihr am Feuer saß. Wahrscheinlich brabbelte er wieder vor sich hin und stritt mit der anderen Identität in seinem Kopf.

Dann kam die Kreatur in Sicht, und alle Gedanken an Mirar waren vergessen.

Ein Breem!, durchzuckte es sie. Ein wohlschmeckendes, fettes kleines Breem!

Sie sandte einen Strahl Magie aus, der das Tier auf der Stel-

le tötete. Dann stand sie auf, hob das kleine Geschöpf auf und traf alle Vorbereitungen, um es später garen zu können. Sie häutete es, weidete es aus und suchte sich schließlich einen guten Bratstock. Als alle Vorarbeiten erledigt waren, ging sie mit erwartungsvoll knurrendem Magen zurück zu ihrem Lagerfeuer.

Mirar saß genau so da, wie sie es sich vorgestellt hatte. Er starrte in die Flammen, und seine Lippen bewegten sich. Er bemerkte nicht, dass sie näher gekommen war. Sie wählte ihre Schritte mit großer Vorsicht, weil sie hoffte, ein wenig von seinen Worten hören zu können, bevor er ihrer gewahr wurde und in Schweigen verfiel.

»... wirklich nicht wichtig, ob sie dir vergibt oder nicht. Du darfst sie nicht wiedersehen.«

»Es ist wichtig. Es könnte für unsere Leute wichtig sein.«

»Vielleicht. Aber was willst du sagen? Dass du in jener Nacht nicht du selbst warst?«

»Es ist die Wahrheit.«

»Sie wird dir nicht glauben. Sie wusste, dass ich in dir existierte, aber sie hat nie genug mitbekommen, um zu begreifen, was das bedeutete. Wenn ihr zusammen wart, habe ich mich zurückgehalten. Meinst du, ich hätte das aus reinem Anstand getan?«

Er schwieg eine Weile.

»Sie«, dachte Emerahl. *Wer ist »sie«? Eine Frau, der er Unrecht getan hat, wenn dieses Gerede von Vergebung etwas zu bedeuten hat. War diese Frau der Quell all seiner Schwierigkeiten, oder ist sie nur für einen Teil davon verantwortlich?* Sie lächelte. *Typisch Mirar.*

Sie wartete, aber er blieb still. Ihr Magen rumorte. Er blickte auf, und sie trat vor, als sei sie gerade erst gekommen.

»Eine erfolgreiche Jagd«, erklärte sie ihm und hielt das Broom hoch.

»Das ist den Tieren gegenüber wohl kaum gerecht«, sagte er. »Gegen eine große Zauberin antreten zu müssen.«

Sie zuckte die Achseln. »Es wäre nicht gerechter, wenn ich einen Bogen hätte und eine gute Schützin wäre. Was hast du getan?«

»Ich habe darüber nachgedacht, wie schön es wäre, wenn es keine Götter gäbe.« Er stieß einen sehnsüchtigen Seufzer aus. »Welchen Sinn hat es, ein mächtiger, unsterblicher Zauberer zu sein, wenn man nichts Nützliches tun kann, weil man stets befürchten muss, ihre Aufmerksamkeit zu erregen?«

Sie machte sich daran, das Breem über das Feuer zu hängen. »Was würdest du denn gern Nützliches tun, das ihre Aufmerksamkeit erregen würde?«

Er zuckte die Achseln. »Einfach nur ... irgendetwas, das nützlich wäre.«

»Nützlich für wen?«

»Für andere Menschen«, erwiderte er mit einem Hauch von Entrüstung. »Dinge wie ... wie das Freiräumen einer Straße nach einem Erdbeben. Dinge wie das Heilen.«

»Du würdest nichts für dich selbst tun?«

Er rümpfte die Nase. »Gelegentlich. Es könnte notwendig werden, mich zu schützen.«

Emerahl lächelte. »Das wäre möglich.« Als sie sich davon überzeugt hatte, dass das Breem in der richtigen Position über den Flammen hing, hockte sie sich auf den Boden. »Es wird immer Götter geben, Mirar. Wir haben es in der letzten Zeit lediglich geschafft, ihnen in die Quere zu kommen.«

Mirar lachte verbittert auf. »*Ich* bin ihnen in die Quere gekommen. *Ich* habe sie provoziert. *Ich* habe versucht, sie daran zu hindern, Menschen zu betrügen und die Macht an sich zu reißen, indem ich die Wahrheit über sie verbreitet habe. Aber du und die anderen ...« Er schüttelte den Kopf. »Ihr habt nichts getan. Nichts, außer eure Macht zu genießen. Da-

für haben sie uns den Namen ›Wilde‹ gegeben und ihre Lakaien ausgesandt, uns zu töten.«

Sie zuckte die Achseln. »Die Götter haben uns immer im Zaum gehalten. Du kannst nach wie vor andere Menschen heilen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen.«

Er hörte nicht zu. »Es ist so, als wäre man in einer Kiste gefangen. Ich möchte hinaus ins Freie und meine Glieder recken!«

»Wenn du das tust, sei so freundlich und tu es weit entfernt von mir. Es gefällt mir immer noch, am Leben zu sein.« Sie blickte auf. »Bist du dir sicher, dass die Siyee unser Feuer nicht sehen werden?«

»Ganz sicher«, erwiderte er. »Es ist gefährlich, in mondlosen Nächten in diesen engen Schluchten der Berge zu fliegen. Sie sehen gut, aber nicht *so* gut.«

Emerahl drehte das aufgespießte Breem über dem Feuer und sah dann Mirar an. Er lehnte an einem Baumstamm. Das gelbe Licht des Feuers betonte die kantigen Umrisse seines Kinns und ließ seine blauen Augen hellgrün schimmern.

Als er sich zu ihr umwandte und ihren Blick erwiderte, durchzuckte sie eine erregende Mischung aus Schmerz und Glück. Sie hatte geglaubt, dass sie ihn nie wiedersehen würde, und jetzt saß er dort, lebendig und ...

... *nicht ganz er selbst*. Sie wandte den Blick ab und dachte an die Gelegenheiten, bei denen sie versucht hatte, ihm Fragen zu stellen. Er konnte ihr nicht erzählen, wie es kam, dass er noch lebte. Er hatte keine Erinnerung an das Ereignis, das ihn hätte töten sollen, obwohl er davon gehört hatte. Dies machte seine Behauptungen, er trage noch eine zweite Persönlichkeit in sich – Leiard –, glaubwürdiger. Leiard vermutete, dass er eine Annäherung an Mirars Persönlichkeit in seinem Geist trug, gebildet aus der großen Anzahl von Netzerinnerungen an den toten Anführer der Traumweber.

Aber dies ist Mirars Körper, dachte sie. Oh, er ist viel dünner als früher, und sein weißes Haar lässt ihn erheblich älter aussehen, aber seine Augen sind dieselben.

Mirar glaubte, dass sein Körper sein eigener war, konnte aber nicht erklären, warum es sich so verhielt. Leiard dagegen hielt es für einen bloßen Zufall, dass er Mirar ähnelte. Wenn Leiard die Kontrolle hatte, bewegte er sich vollkommen anders als Mirar, und Emerahl fragte sich, wie es ihr überhaupt gelungen war, ihn wiederzuerkennen. Erst wenn Mirar die Kontrolle übernahm, war sie wirklich davon überzeugt, dass es sein Körper war.

Also hatte sie Leiard nach den Netzerinnerungen gefragt. Wenn das, was er sagte, die Wahrheit war, wie hatte sich das Ganze dann entwickelt? Wie war er zu einer so großen Anzahl von Mirars Netzerinnerungen gekommen? War es möglich, dass Leiard oder jemand, mit dem Leiard sich vernetzt hatte, Mirars Netzerinnerungen von vielen, vielen Traumwebern gesammelt hatte?

Leiard konnte nicht mehr sagen, von wem er die Erinnerungen hatte. Tatsächlich erwies sich sein Gedächtnis als ebenso unzuverlässig wie das von Mirar. Es war, als hätten die beiden jeweils eine halbe Vergangenheit, obwohl keine der beiden Hälften die Lücken in der jeweils anderen zu füllen vermochte.

Sie hatte sowohl Leiard als auch Mirar nach dem Turmtraum gefragt, der sie seit Monaten verfolgte und der ihr, wie sie vermutete, Mirars Tod zeigte. Keiner der beiden Männer hatte den Traum erkannt, obwohl es Emerahl schien, als verurursache er Mirar Unbehagen.

Es war ungemein ärgerlich. Sie war sich nicht sicher, was Mirar von ihr wollte. Als sie ihn auf dem Schlachtfeld entdeckt hatte, hatte er die Verletzten geheilt, geradeso wie alle anderen Traumweber es taten, aber offenkundig war diese

Tarnung nicht ausreichend gewesen, sonst hätte er sie nicht gebeten, ihn fortzubringen. Allerdings hatte er nicht gesagt, wohin sie ihn bringen sollte. Diese Entscheidung hatte er ihr überlassen.

Da sie wusste, dass er dazu neigte, sich Ärger mit den Göttern einzuhandeln, hatte sie ihn an den sichersten und entlegensten Ort gebracht, den sie kannte. Schon bald darauf hatte sie Leiard entdeckt. Er schien ihre Gesellschaft nur deshalb zu akzeptieren, weil er keine andere Wahl hatte. Sie konnte die Gefühle beider Männer wahrnehmen. Die Erkenntnis, dass Mirars Geist offen und leicht zu lesen war, war ein Schock für sie gewesen. Erst mit einiger Verzögerung hatte sie sich daran erinnert, dass Mirar seine Gedanken niemals so gut hatte verbergen können wie sie selbst. Es war eine Fähigkeit, die zu erwerben Zeit und die Hilfe eines Gedankenlesers erforderte, und wie alle Gaben musste man sie stets üben, oder der Geist verlernte sie.

Das bedeutete, dass die Götter seine Gedanken lesen würden, wenn sie zufällig in seine Richtung schauten, und durch ihn würden sie sie sehen. Mirar wusste, wer sie war.

Natürlich würden sie eigentlich keinen Grund haben, diesen halbverrückten Traumweber überhaupt zu beachten. Eines wusste sie über die Götter: Auch sie konnten niemals an mehr als einem Ort zugleich sein. Entfernungen konnten sie binnen eines Augenblicks überwinden, aber ihre Aufmerksamkeit galt stets nur einem Punkt. Da sie so viele Dinge beschäftigten, waren die Chancen, dass sie Mirar bemerkten, gering.

Und wenn sie ihn bemerkten, für wen würden sie diese Person halten? Für Leiard oder für Mirar? Mirar hatte ihr etwas über die Götter erzählt, das sie zuvor nicht gewusst hatte. Sie konnten die körperliche Welt nur durch die Augen von Sterblichen sehen. Nach hundert Jahren lebten keine Sterb-

lichen mehr, die Mirar schon früher begegnet waren, daher würde niemand ihn erkennen. Selbst jene Traumweber, die von ihren Vorgängern Netzerinnerungen an Mirar hatten, würden ihn jetzt nicht wiedererkennen. Die Erinnerung an die ältere Erscheinung war individuell verschieden.

Die einzigen Menschen, die ihn noch erkennen konnten, waren Unsterbliche: sie, andere Wilde und Juran von den Weißen. Doch der Mirar, den sie kannten, hatte viel gesünder ausgesehen als dieser Mann. Sein Haar war blond gewesen und sorgfältig frisiert. Er hatte glatte Haut und mehr Fleisch auf den Knochen gehabt. Als sie einmal eine Bemerkung über seine Veränderung gemacht hatte, hatte er gelacht und sich selbst beschrieben, wie er zwei Jahre zuvor ausgesehen hatte. Er hatte langes weißes Haar und einen Bart getragen und war noch magerer gewesen als jetzt.

Er machte sich größere Sorgen, dass man ihn als Leiard erkennen könnte, obwohl er den Grund dafür nicht nennen wollte. Anscheinend besaß Leiard eine ebenso große Begabung wie Mirar, sich in Schwierigkeiten zu bringen.

Der Marsch durch die Berge von Si war schwierig und langwierig, aber nicht unmöglich für Menschen, die über solch starke Gaben verfügten wie sie. Falls sie verfolgt wurden, mussten ihre Verfolger inzwischen weit zurückgefallen sein.

Mirar gähnte. »Wie lange dauert es noch?«

»Das lässt sich nicht sagen«, erwiderte sie. Sie hatte sich geweigert, ihm zu erklären, wohin sie gingen. Wenn er es gewusst hätte, hätten die Götter es möglicherweise in seinen Gedanken lesen und jemanden vorausschicken können, der sie abfing.

Ein Lächeln zuckte um seine Lippen. »Ich meinte, wie lange dauert es noch, bis das Breem gar ist?«

Sie lachte leise. »Wer's glaubt! Du hast bisher jeden Abend gefragt, wie lange wir noch unterwegs sein werden.«

»Das ist wahr.« Er lächelte. »Also, wie lange noch?«

»Eine Stunde«, antwortete sie und deutete mit dem Kopf auf das Breem.

»Warum garst du es nicht mit Magie?«

»Das Fleisch schmeckt besser, wenn man es langsam gart, und außerdem bin ich zu müde, um mich zu konzentrieren.« Sie musterte ihn kritisch. Er sah erschöpft aus. »Schlaf jetzt ein wenig. Ich wecke dich, wenn das Essen fertig ist.«

Sein Nicken war kaum wahrnehmbar. Sie erhob sich und machte sich auf die Suche nach frischem Feuerholz. Morgen würden sie ihr Ziel erreichen. Morgen würden sie sich endlich vor den Blicken der Götter verstecken können.

Und dann?

Sie seufzte. *Dann werde ich versuchen herauszufinden, was in seinem verworrenen Geist eigentlich vorgeht.*

2

Die sind ja wunderschön«, sagte Teiti, als sie zum nächsten Marktstand weiterging.

Imi blickte zu den Lampen auf. Eine jede war aus einer riesigen Muschel gemacht, in die winzige Löcher gestoßen worden waren, so dass die Flamme im Innern der Lampe tausende kleiner nadelgroßer Lichtstrahlen aussandte. Sie waren sehr hübsch, aber nicht *kos*tbar genug für ihren Vater. Nur etwas Seltenes würde ihn zufriedenstellen. Sie rümpfte die Nase und wandte den Blick ab.

Teiti verlor kein Wort mehr über die Lampen. Ihre Tante war lange genug Imis Beschützerin gewesen, um zu wissen, dass der Versuch, sie von der Schönheit eines Gegenstands zu überzeugen, genau das Gegenteil bewirken würde. Sie schlenderten zum nächsten Marktstand weiter. Dort standen dicht an dicht Schalen, die bis zum Rand mit Pulvern aller Farben gefüllt waren, während in anderen Gefäßen getrocknete Korallen und Algen zur Schau gestellt wurden, kostbare Steine, getrocknete oder konservierte Meerestiere und Pflanzen, die über und unter dem Wasser wuchsen.

»Sieh nur«, rief Teiti. »Amma! Das ist sehr selten. Dufthersteller machen daraus wunderbare Essenzen.«

Der Verkäufer, ein dicker Mann mit fettiger Haut, verbeugte sich vor Imi. »Hallo, kleine Prinzessin. Hat das Amma eure Aufmerksamkeit erregt?«, fragte er strahlend. »Es sind die getrockneten Tränen des Riesenfischs. Sehr selten. Möchtest du einmal daran riechen?«

»Nein.« Imi schüttelte den Kopf. »Mein Vater hat mir schon früher Amma gezeigt.«

»Natürlich.« Er verbeugte sich, während Imi sich abwandte. Teiti wirkte enttäuscht, sagte jedoch nichts. Als sie an mehreren weiteren Marktbuden vorbeikamen, stieß Imi schließlich einen Seufzer aus.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich hier irgendetwas finden werde«, jammerte sie. »Die seltensten und kostbarsten Dinge sind ohnehin direkt an meinen Vater gegangen, und er lässt bereits die besten Handwerker der Stadt für sich arbeiten.«

»Alles, was du ihm schenkst, wird kostbar sein«, erwiderte Teiti. »Selbst wenn es nur eine Handvoll Sand wäre, wäre sie ihm teuer.«

Imi runzelte ungeduldig die Stirn. »Ich weiß, aber dies ist sein vierzigster Erstag. Das ist etwas ganz Besonderes. Ich muss etwas für ihn finden, das besser ist als alles, was er je bekommen hat. Ich wünschte ...«

Sie ließ den Satz unvollendet in der Luft hängen. *Ich wünschte, er hätte zugestimmt, mit den Landgehern Handel zu treiben. Dann könnte ich etwas für ihn finden, das er noch nie zuvor gesehen hat.*

Das war etwas, von dem sie eigentlich nichts hätte wissen dürfen. An dem Tag, an dem die Landgeherzauberin in die Stadt gekommen war, war Imi in ihrem Zimmer eingesperrt gewesen. Sie hatte Teiti rausgeschickt, damit ihre Tante herausfand, was vorging – aber das war nicht der einzige Grund gewesen. Imi hatte außerdem etwas tun wollen, bei dem sie nicht gesehen werden durfte.

Hinter einer alten, geschnitzten Vertäfelung in ihrem Zimmer befand sich ein schmaler Tunnel, der gerade so breit war, dass sie hindurchschlüpfen konnte. Er war ursprünglich versperrt gewesen, aber sie hatte den Durchgang schon vor lan-

ger Zeit geöffnet. Am Ende des Gangs befand sich ein geheimer, mit Rohren gesäumter Raum. Wenn sie ein Ohr an eines der Rohre legte, konnte sie hören, was am anderen Ende gesprochen wurde. Ihr Vater hatte ihr einmal davon erzählt und ihr auch erklärt, dass er auf diesem Weg die Geheimnisse der Leute in Erfahrung bringe.

An dem Tag, an dem die Landgeherin in die Stadt gekommen war, war Imi durch den Tunnel gekrochen, um herauszufinden, was die Wachen in solche Aufregung versetzt hatte. Sie hatte gehört, wie diese Frau ihren Vater fragte, ob Landgeher und Elai nicht vielleicht Freunde werden könnten. Ihr Volk würde die Plünderer vertreiben, die die Elai seit so langer Zeit töteten und beraubten und sie dazu zwangen, in der unterirdischen Stadt zu leben. Als Gegenleistung sollten die Elai dem Volk der Zauberin helfen, falls dieses jemals Hilfe benötigte. Außerdem würden sie viele Dinge tauschen. Ihr Volk würde Sachen von den Elai kaufen, und die Elai konnten Dinge von ihrem Volk kaufen. Es klang nach einem guten Vorschlag, aber ihr Vater hatte abgelehnt. Er hielt alle Landgeher für vertrauensunwürdige Lügner, Diebe und Mörder.

Sie können nicht alle so sein, dachte Imi. Oder?

Wenn sie es waren, dann musste das Festland ein furchtbarer Ort sein, an dem jeder jeden bestahl und ständig Leute ermordet wurden. Vielleicht war es tatsächlich so, denn die Landgeher besaßen viele wertvolle Dinge, um die man kämpfen konnte.

Imi schüttelte den Kopf. »Lass uns zurückkehren.«

Ihre Tante nickte. »Vielleicht finden wir beim nächsten Mal etwas Besonderes.«

»Vielleicht«, erwiderte Imi zweifelnd.

»Du hast immer noch über einen Monat Zeit, um ein Geschenk für ihn auszusuchen.«

Der Markt lag in der Nähe des Mundes, des großen Sees,

durch den man in die Unterwasserstadt gelangte. Als die große, dunkle, mit Wasser gefüllte Höhle in Sicht kam, stieg eine heftige Sehnsucht in Imi auf. Sie hatte sich nur wenige Male in ihrem Leben aus der Stadt hinausgewagt, und dann auch immer nur mit vielen Wachen. Das war das Problem, wenn man eine Prinzessin war. Ohne Eskorte konnte man nirgendwo hingehen.

Sie hatte schon lange gelernt, die bewaffneten Wachen, die ihr und Teiti auf Schritt und Tritt folgten, zu vergessen. Sie verstanden sich gut darauf, sich unauffällig zu bewegen, und sie kamen ihr nicht in die Quere.

Unauffällig. Imi lächelte. Es war ein neues Wort, das sie kürzlich gelernt hatte. Sie murmelte es leise vor sich hin.

Sie traten vom Marktplatz in den Hauptfluss. Es war im Grunde kein richtiger Fluss, da er kein Wasser führte, aber alle Straßen in der Stadt trugen die Namen von Flüssen, Strömen, Bächen oder Rinnsalen. Die größeren öffentlichen Höhlen wurden Teiche genannt – manchmal auch Pfützen, falls sich jemand über die betreffende Gegend lustig machen wollte.

Der Hauptfluss war die breiteste Durchgangsstraße der Stadt und führte direkt zum Palast. Imi hatte es noch nie erlebt, dass der Hauptfluss verlassen gewesen wäre, nicht einmal spätnachts. Irgendjemand war immer dort unterwegs, und sei es auch nur ein Höfling, der aus dem Palast kam, oder die Nachtwachen, die an den Palasttoren patrouillierten.

Heute wimmelte es auf dem Hauptfluss nur so von Leuten. Zwei der Wachen, die ihr folgten, traten vor, um sicherzustellen, dass die Leute ihr aus dem Weg gingen. Der Lärm der vielen Stimmen und der Gesänge der Musikanten war ohrenbetäubend.

Sie fing eine Melodie auf und hielt inne. Es war ein neues Lied, das den Titel »Die Weiße Dame« trug, und sie war da-

von überzeugt, dass darin die Landgeherin besungen wurde, die ihren Vater aufgesucht hatte. Ihr Vater hatte es jedem im Palast untersagt, das Lied zu spielen. Teiti hielt Imi am Arm fest und zog sie weiter.

»Mach den Wachen ihre Arbeit nicht noch schwerer«, bemerkte sie leise.

Imi erhob keine Einwände. *Ich darf ohnehin kein allzu großes Interesse an dem Lied zeigen, damit niemand errät, dass ich über die Landgeherin Bescheid weiß.*

Am Ende des Hauptflusses angekommen, stieß Teiti einen Seufzer der Erleichterung aus, als sie sich von der Menge entfernten und durch die Tore in die Stille des Palastteichs traten. Ein Wachmann kam auf Imi zu und verbeugte sich.

»Der König wünscht dich zu sehen, Prinzessin«, sagte der Mann formell. »Im Thronsaal.«

»Vielen Dank«, erwiderte Imi und brachte es fertig, ihre Aufregung zu unterdrücken. Ihr Vater wollte mitten am Tag mit ihr reden! Normalerweise hatte er tagsüber niemals Zeit für sie. Es musste sich um etwas Wichtiges handeln.

Teiti nahm Imis Zurückhaltung mit einem anerkennenden Lächeln zur Kenntnis. Sie gingen in einem würdevollen, aber zermürend langsamen Tempo den Hauptstrom des Palastes hinunter. Die Wachen, an denen sie vorbeikamen, nickten ihnen höflich zu. Der Strom war voller Männer und Frauen, die darauf warteten, zum König vorgelassen zu werden. Sie alle verneigten sich, als Teiti und Imi an ihnen vorüber zu den offenen Doppeltüren des Thronsaals schritten.

Als Imi in den gewaltigen Raum trat, sah sie ihren Vater auf seinem Thron sitzen. Er stützte sich auf die Armlehne und sprach mit einem von drei Männern, die auf vor dem Thron aufgestellten Hockern saßen. Sie erkannte den Ratgeber ihres Vaters, den Haushofmeister des Palastes und den Obersten

Kleidermacher. Ihr Vater blickte auf, lächelte strahlend und breitete die Arme aus.

»Imi! Komm her und umarme deinen Vater.«

Sie grinste, warf alle Etikette über Bord und rannte quer durch den Raum. Als sie in seine Arme sprang, zog er sie fest an sich, und sie konnte die Vibration seines Lachens tief in seiner Brust spüren.

Er ließ sie los, und sie setzte sich auf seinen Schoß.

»Ich habe eine wichtige Frage an dich«, erklärte er.

Sie nickte und setzte eine ernste Miene auf. »Ja, Vater?«

»An welcher Art von Unterhaltung möchtest du dich bei unserem Fest erfreuen?«

Sie strahlte. »Ich möchte Tänzer sehen! Und Akrobaten!«

»Selbstverständlich«, sagte er. »Was noch? Fällt dir nicht vielleicht etwas ganz Besonderes ein?«

Sie dachte gründlich nach. »Fliegende Menschen!«

Er zog die Augenbrauen hoch und sah seinen Ratgeber an. »Denkst du, dass sich vielleicht einige Siyee bereitfinden würden, an dem Fest teilzunehmen?«

Imi hüpfte vor Aufregung auf und ab. »Würden sie das tun? Würden sie das wirklich tun?«

Der Ratgeber lächelte. »Ich werde sie fragen, aber ich kann nichts versprechen. Vielleicht würde es ihnen nicht gefallen, sich unter der Erde aufzuhalten, wo sie den Himmel nicht sehen können, und außerdem können sie in kleinen Räumen nicht fliegen. Sie brauchen Platz.«

»Wir könnten sie in unserer größten, höchsten Höhle auf-treten lassen«, schlug Imi vor. »Und wir könnten die Decke blau streichen wie den Himmel.«

In den Augen ihres Vaters leuchtete Interesse auf. »Das wäre in der Tat ein beachtlicher Anblick.« Er lächelte sie an, und sie suchte nach weiteren Ideen, die ihm vielleicht Freude bereiten würden.

»Feuerschlucker!«, rief sie aus.

Er zuckte zusammen; wahrscheinlich erinnerte er sich an den Unfall, der sich einige Jahre zuvor ereignet hatte, als ein übermäßig nervöser neuer Feuerschlucker sich mit brennendem Öl übergossen hatte.

»Ja«, sagte er. »Ist das alles?«

Sie dachte kurz nach, dann lächelte sie. »Eine Schatzsuche für die Kinder.«

»Bist du dafür nicht langsam schon zu alt?«

»Noch nicht... nicht, wenn wir die Schatzsuche draußen veranstalten.«

Missbilligung trat in die Züge ihres Vaters. »Nein, Imi. Das ist zu gefährlich.«

»Aber wir könnten Wachen mitnehmen und irgendwo hingehen, wo...«

»Nein.«

Sie zog einen Schmollmund und wandte den Blick ab. *So gefährlich war es draußen doch gewiss nicht. Nach allem, was sie in dem Raum mit den Rohren mit angehört hatte, entsprach es keineswegs der Wahrheit, dass ständig Plünderer um die Inseln kreisten. Es gingen jeden Tag Leute hinaus, um Essen oder Handelswaren zu sammeln. Wann immer jemand getötet wurde, geschah es auf den äußeren Inseln oder gänzlich abseits aller Inseln.*

»Noch etwas?«, fragte er. Sie konnte die falsche Begeisterung in seiner Stimme hören. Sie spürte es immer, wenn sein Lächeln unecht war, weil sich die Falten um seine Augen dann nicht vertieften.

»Nein«, erwiderte sie. »Bloß jede Menge Geschenke.«

Die Falten erschienen. »Natürlich«, sagte er. »So, und da ich mich jetzt um all deine Vorschläge kümmern muss, habe ich noch viel zu tun. Geh zurück zu Teiti.«

Sie beugte sich vor, küsste ihn auf die Wange, rutschte

von seinem Schoß und lief zu Teiti zurück. Ihre Tante lächelte, griff nach ihrer Hand und führte sie aus dem Raum.

In dem Strom draußen stand eine große Gruppe von Kaufleuten. Als sie vorbeiging, hörte sie die Männer miteinander tuscheln.

»... warte jetzt seit drei Tagen!«

»Es ist seit drei Generationen in meiner Familie. Sie können nicht ...«

»... noch nie so riesige Seeglocken gesehen. So groß wie Fäuste!«

Seeglocken? Imi verlangsamte ihren Schritt und tat so, als wische sie sich etwas von den Kleidern.

»Aber die Landgeher haben sie entdeckt. Sie bewachen sie Tag und Nacht.«

»Könnten wir nicht vielleicht eine Ablenkung arrangieren? Dann könnten wir ...«

An dieser Stelle wurde das Gespräch so leise, dass sie es nicht mehr verfolgen konnte, da sie sich von den Sprechern entfernte. Ihr Herz schlug sehr schnell. Seeglocken so groß wie *Fäuste*? Ihr Vater liebte Seeglocken. Ob sie vielleicht einen dieser Kaufleute bitten konnte, ihr eine solche Seeglocke zu beschaffen? Sie runzelte die Stirn. Es klang so, als planten sie einen einzigen großen Ausflug aus der Stadt, um eine Unmenge Glocken zu sammeln. Wenn sie das taten, würde man überall Glocken von der Größe von Fäusten kaufen können. Dann wären sie gewöhnlich und langweilig.

Es sei denn, ich könnte jemanden dazu bewegen, sich hinauszuschleichen und mir eine Glocke zu holen, bevor die Kaufleute dort hinkommen. Sie lächelte. *Ja! Ich muss nur noch herausfinden, wo es diese Seeglocken zu finden gibt.*

Was ihr ein Leichtes sein würde. Heute Nacht würde sie einen Ausflug in den Raum mit den Rohren machen.

Auraya, kommst du?, fragte Juran.

Beim Klang der Stimme in ihren Gedanken zuckte Auraya zusammen. Sie ließ die Schriftrolle fallen, die sie gelesen hatte – einen faszinierenden Bericht über einen Seemann, den ein Mitglied des Meeresvolks vor dem Ertrinken gerettet hatte –, und sprang von ihrem Stuhl auf. Ihre plötzliche Bewegung erschreckte ihren Veez. Er quiekte, lief die Rückenlehne des Stuhls hinauf, auf dem er geschlafen hatte, und huschte über die Wand davon.

»Entschuldige, Unfug«, sagte sie, trat vor die Wand und streckte eine Hand nach dem Tier aus. »Ich wollte dich nicht erschrecken.«

Er starrte sie anklagend an, die Füße fest gegen die Wand gestemmt. »Owaya Angst machen. Owaya böse.«

»Es tut mir leid. Komm herunter, damit ich dich kraulen kann.«

Er blieb außerhalb ihrer Reichweite hocken, und seine Schnurrhaare zitterten jetzt, wie sie es immer taten, wenn er sich bemühte, seinem Namen Ehre zu machen.

Owaya jagen Unfug, sagte ein leises Stimmchen in ihre Gedanken hinein. Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, Unfug. Ich ...«

Auraya?, rief Juran.

Ja. Ich komme. Wo seid ihr?

Am Fuß des Turms.

Ich werde gleich dort sein.

Sie seufzte und ließ Unfug an der Wand hocken. Nachdem sie einen Kelch auf den Rand der Schriftrolle gestellt hatte, damit sie nicht vom Tisch geweht wurde, ging sie zum Fenster hinüber, entriegelte es und drückte es auf.

Als sie sich konzentrierte, wurde sie sich mit allen Sinnen der Welt um sich herum bewusst. Sie zog Magie in sich hinein und gab ihrem Körper den Befehl, seine Lage leicht zu verän-

dern. Ein wenig höher, dann hinaus. Einen Augenblick später schwebte sie draußen vor dem Fenster, mit nichts als Luft unter ihren Füßen. Sie verlagerte ihre Position abermals, dann drehte sie sich um und schloss das Fenster.

Unter ihr lag der Tempelbezirk. Von oben betrachtet, sah es beinahe so aus, als stünde einer ihrer Füße auf dem runden Dach der Kuppel und der andere auf dem achteckigen Gebäude, das als die Fünf Häuser bekannt war und das den Priestern als Quartier diente. Abgesehen von dem Weißen Turm hinter ihr, bestand der Rest des Tempelbezirks aus sorgfältig gepflegten und in Kreismustern angeordneten Gärten, da der Kreis das Symbol der Götter war. Vor ihr und zu ihrer Rechten spiegelte sich der Himmel in einem der vielen Arme des Jarime, der sich behäbig meerwärts wälzte.

Sie ließ sich langsam hinabsinken. Wenn sie sich auf diese Weise bewegte, kam es ihr nicht so vor, als flöge sie überhaupt. Sie bezeichnete es nur deshalb als Fliegen, weil ihr kein anderes Wort einfiel, mit dem sie ihr Tun hätte beschreiben können.

Außerdem hatte sie ein neues Bewusstsein für die Welt und ihre Magie gewonnen. Während der letzten Augenblicke der Schlacht, als sie mehr Macht als je zuvor in sich hineingezogen hatte, hatte sie die Magie auf eine Art und Weise spüren können, wie ihr das zuvor noch nie möglich gewesen war. Wenn sie sich konzentrierte, konnte sie die Magie überall um sich herum wahrnehmen.

Sowohl Zirkler als auch Traumweber waren sich darin einig, dass die ganze Welt von Magie erfüllt war. Alle lebenden Wesen konnten diese Magie in gewisser Weise in sich hineinziehen und in die körperliche Welt aussenden. Die verschiedenen Möglichkeiten, diese Magie zu nutzen, wurden Gaben genannt und mussten erlernt werden, genauso wie jede körperliche Fähigkeit erlernt werden musste. Die meisten le-

benden Wesen, die Menschen eingeschlossen, konnten nur wenig Magie in sich hineinziehen und verfügten daher über begrenzte Gaben. Einige jedoch waren stärker und talentierter. Wenn es sich um Menschen handelte, wurden sie als Zauberer bezeichnet.

Ich war schon eine ungewöhnlich mächtige Zauberin, noch bevor die Götter mir zusätzliche Macht verliehen haben, um mich zu einer Weißen zu machen, rief sie sich ins Gedächtnis und blickte auf den Ring an ihrem Finger hinab. Ich wüsste gern, welche Art von Leben ich in den Zeiten geführt hätte, bevor es zirkliche Priester und Priesterinnen gab.

Sie dachte gern, dass sie ihre Gaben genutzt hätte, um Menschen zu helfen, dass sie nicht bestechlich und grausam geworden wäre, im Gegensatz zu so vielen mächtigen Zauberern der Vergangenheit. Zauberer wie die Wilden, die mächtig genug waren, um Unsterblichkeit zu erlangen, hatten eher die Neigung entwickelt, ihre Macht und ihre Position zu missbrauchen.

Vielleicht war es Menschen einfach nicht bestimmt, über so viel Macht zu gebieten. Vielleicht machte der Umstand, dass sie eine körperliche Gestalt besaßen, sie verletzlich. Die wahren Götter waren nicht verdorben. Sie besaßen keine körperliche Gestalt, sondern waren Wesen aus reiner Magie und existierten in der Magie, die allem innewohnte.

Plötzlich blieb Auraya stehen.

Ich kann diese Magie spüren. Bedeutet das, dass ich imstande sein werde, die Götter zu spüren?

Diese Möglichkeit war gleichzeitig erregend und beunruhigend. Sie senkte den Blick. Der Boden war nicht mehr allzu weit unter ihr. Sie ließ sich hinabsinken, bis sie sich beinahe auf der Höhe des Turmeingangs befand, dann drosselte sie ihr Tempo für eine sanfte Landung.

Als sie durch die Bogengänge blickte, entdeckte sie die an-

deren Weißen in der Halle. Mairae sah sie und lächelte. Sofort folgten auch die anderen Weißen Mairaes Blick. Jurans Miene wurde weicher, als er Auraya bemerkte. Er kam auf sie zu, und die anderen folgten ihm.

»Hast du einen kleinen frühmorgendlichen Ausflug um den Turm unternommen?«, fragte er und bedeutete ihr, dass sie auf dem Weg zur Kuppel neben ihm hergehen solle.

»Nein«, antwortete Auraya. »Ich muss gestehen, dass ich die Zeit vergessen habe.«

»Du hast sie *vergessen*?«, entfuhr es Mairae. »Dein einjähriges Jubiläum?«

»Nein, das nicht«, erwiderte Auraya kichernd. »Nur die Zeit. Danjin hat mir eine faszinierende Schriftrolle über die Elai gebracht.« Sie wandte sich zu Juran um. »Werde ich dort hin zurückkehren, um ihnen ein zweites Mal ein Bündnis mit uns anzubieten?«

Juran lächelte. »Das werden wir im Altar besprechen.«

Die Priester und Priesterinnen, die auf dem Gelände unterwegs waren, hielten inne, um sie zu beobachten. Auraya hatte sich an ihre Neugier und ihre Bewunderung gewöhnt. Sie hatte gelernt, diese Dinge als Teil ihrer Rolle zu akzeptieren, und sie brachten sie nicht länger in Verlegenheit.

Bedeutet das, dass ich eitel und verwöhnt bin?, überlegte sie. Dies ist keine leichte Aufgabe. Ich arbeite hart, und das nicht zu meinem eigenen Nutzen. Ich diene den Göttern genau wie die anderen Priester, aber ich besitze zufällig größere Gaben und verstehe mich gut auf das, was ich tue. Und ich bin immer noch in der Lage, Fehler zu machen. Leiards Gesicht blitzte in ihren Gedanken auf, und der gewohnte Stich des Schmerzes folgte. Sie drängte beide Regungen energisch beiseite.

Sie gingen unter einem der breiten Bogen der Kuppel hindurch und ließen das sanfte Morgenlicht hinter sich. Die Dunkelheit im Innern nahm langsam Gestalt an, während Aura-

yas Augen sich daran gewöhnten. In der Mitte des hohen Gebäudes stand auf einem Podest der Altar.

Die fünf dreieckigen Wände des Gebildes klappten wie die Blätter einer sich öffnenden Blüte herunter. Juran ging über eins der Dreiecke in die Mitte, wo ein Tisch und fünf Stühle auf sie warteten. Die anderen Weißen folgten. Während sie ihre Plätze einnahmen, schloss sich die metallene Blüte wieder.

Auraya betrachtete jeden einzelnen ihrer Gefährten. Juran holte tief Luft und bereitete sich darauf vor, die rituellen Worte zu sprechen. Dyara saß vollkommen gelassen da. Rian runzelte die Stirn; er hatte seit dem Krieg nicht mehr allzu glücklich gewirkt. Mairae hatte die Arme vor der Brust verschränkt und trommelte mit den Fingern einer Hand lautlos auf ihren Arm.

»Chaia, Huan, Lore, Yranna, Saru«, begann Juran. »Einmal mehr danken wir euch für den Frieden, den ihr Ithania geschenkt habt, und für die Gaben, die es uns ermöglicht haben, diesen Frieden zu bewahren. Wir danken euch für eure Weisheit und eure Leitung.«

»Wir danken euch«, murmelte Auraya zusammen mit den anderen. Dann konzentrierte sie sich auf die Magie um sich herum. Falls die Götter in der Nähe waren, so konnte sie sie nicht spüren.

»Heute liegt Aurayas Auserwählung genau ein Jahr zurück, und es ist ein weiteres Jahr, in dem wir Übrigen euch gedient haben. Wir wollen auf die Ereignisse dieses Jahres zurückblicken und erwägen, welche Maßnahmen in nächster Zeit zu treffen sind. Wenn unsere Pläne von euren abweichen, so bitte ich euch, uns eure Wünsche bekanntzumachen.«

»Leitet uns«, sagten die anderen leise.

Juran blickte kurz in die Runde. »Viele kleine, friedliche Bündnisse und ein großer Krieg«, fuhr er fort. »Das ist eine

Möglichkeit, die Ereignisse des Jahres zusammenzufassen.« Auraya konnte ein schiefes Lächeln nicht unterdrücken. »Lasst uns zuerst auf die Länder zu sprechen kommen, die unserer Heimat am nächsten liegen.« Er wandte sich an Dyara. »Wie steht es in Genria und Toren?«

Sie zuckte die Achseln. »Eigentlich sehr gut. König Berro hat sich in letzter Zeit bemerkenswert anständig benommen. König Guire ist so vernünftig wie eh und je. Sie haben den Anteil des jeweils anderen im Krieg gewürdigt und einander für die Fähigkeiten ihrer Kämpfer gepriesen.« Sie verdrehte die Augen. »Ich rechne jederzeit damit, dass diese Art männlichen Imponiergehabes verebbt und sie wieder zu streiten beginnen.«

Juran kicherte und sah Auraya an. »Wie geht es den Siyee?«

Sie verzog das Gesicht. »Ich habe nichts mehr von ihnen gehört, seit sie das Schlachtfeld verlassen haben.« Sie hielt inne. »Es wäre so viel einfacher, mit ihnen in Verbindung zu treten, wenn wir dort Priester hätten. Ich habe ihnen versprochen, dass wir ihnen welche schicken würden, als Heiler und als Lehrer.«

Juran runzelte die Stirn. »Es ist eine schwierige Reise.«

»Ja«, pflichtete Auraya ihm bei. »Ich bin davon überzeugt, dass wir einige junge Priester finden werden, die die Strapazen auf sich zu nehmen bereit sind, um eine Gelegenheit zu bekommen, an einem Ort zu leben, den nur wenige Landgänger je zu Gesicht bekommen werden. Wir könnten außerdem den Entdecker, der unseren ersten Bündnisvorschlag nach Si gebracht hat, als Führer in Dienst nehmen.«

»Ja. Triff alle notwendigen Vorbereitungen dafür, Auraya. Und erkundige dich, ob es unter den Siyee welche gibt, die Interesse daran hätten, hierherzukommen, um der Priesterschaft beizutreten.« Als Nächstes wandte er sich an Rian. »Was ist mit den Dunwegern?«

»Die sind im Augenblick hochzufrieden«, antwortete er.
»Nichts bereitet einer Kriegerkultur größere Freude als die Gelegenheit, an einer solch gewaltigen Schlacht teilzunehmen. Sie sind beinahe enttäuscht, dass der Krieg vorüber ist.«

Juran lächelte schief. »Was ist mit den Fallen im Pass?«

»Die Dunweger sind noch immer damit beschäftigt, sie zu entfernen.«

»Wie lange wird es noch dauern?«

»Einige Wochen.«

Mirae lächelte, als Juran den Blick auf sie richtete.

»Keine Klagen von den Somreyanern. Sie sind vor einer Woche aufgebrochen, wie du weißt, und sollten heute oder morgen Arbeam erreichen.«

Juran nickte. »Dann bleiben also nur noch die Sennon.«
Zu Aurayas Überraschung sah er Dyara an. Die Frau kümmerte sich bereits um die Belange zweier Länder, Toren und Genria. Gewiss würde sie nicht noch ein drittes Land übernehmen – erst recht nicht, nachdem dieses Land mit den Pentadrianern paktiert hatte und Verhandlungen schwierig und zeitaufwendig sein würden.

»Der Kaiser persönlich hat Botschaften geschickt, in denen er eine ›neue Ära der Freundschaft‹ vorschlägt«, sagte Dyara, und ihre missbilligende Miene ließ keinen Zweifel daran, was sie von diesem Ansinnen hielt. »Den Gerüchten zufolge hat er den Bündnisvertrag mit den Pentadrianern zerrissen.«

»Gut«, erwiderte Juran zufrieden. »Ermutige ihn, aber zeige dich nicht allzu eifrig.« Er sah Rian und Mirae an. »Da Somrey und Dunwegen euch keine allzu große Mühe machen, möchte ich, dass ihr euch zusammen mit Dyara um Sennon kümmert. Ich bezweifle, dass wir den Kaiser in allzu naher Zukunft zu einem Bündnis mit uns werden überreden können. Er weiß, dass er sein Land mit einer solchen Entscheidung zum ersten Angriffsziel der Pentadrianer machen wür-

de, sollten sie uns abermals den Krieg erklären. Stellt fest, wie viel ihr von ihm bekommen könnt, solange er sich noch schuldig fühlt, weil er sich auf die gegnerische Seite geschlagen hat.«

Dyara, Rian und Mairae kümmern sich gemeinsam um Sennon, dachte Auraya. Was ist mit mir? Die Siyee bereiten uns keine Probleme ... Aber natürlich. Es gibt noch ein anderes Land, mit dem wir uns gern verbünden würden.

Juran wandte sich zu ihr um. Sie lächelte.

»Die Elai?«

»Nein«, antwortete er. »Für dich habe ich eine andere Aufgabe, aber darüber werden wir später reden. Lasst uns jetzt über Belange sprechen, die uns über unsere Gestade hinausführen. Was sollen wir tun, um einen Angriff der Pentadrianer in der Zukunft zu verhindern?«

Die anderen tauschten Blicke.

»Was können wir tun?«, fragte Rian. »Wir haben ihnen gestattet, in ihre Heimat zurückzukehren, wo sie am stärksten sind.«

»Das haben wir allerdings getan«, erwiderte Juran. »Welche Möglichkeiten lässt uns das jetzt noch offen? Wir können untätig bleiben und hoffen, dass sie ihre Stärke nicht zurückgewinnen und uns abermals angreifen werden, oder wir können darauf hinarbeiten, einen solchen Angriff zu vermeiden.«

Dyara runzelte die Stirn. »Schlägst du ein Bündnis vor? Damit würden sich die Pentadrianer niemals einverstanden erklären. Sie betrachten uns als Heiden.«

»In diesem Punkt irren sie, und das ist eine Schwäche, die wir ausnutzen können.« Juran verschränkte die Finger. »Unsere Götter sind real. Vielleicht würden die Pentadrianer ihre falschen Götter aufgeben, wenn sie das wüssten.«

»Wie sollen wir sie davon überzeugen?«, hakte Rian nach.

»Würden die Götter ihre Macht demonstrieren, wenn wir sie darum bäten?«

»Solange wir nicht von ihnen verlangen, jedes Mal in Erscheinung zu treten, wenn wir einem Pentadrianer begegnen«, erwiderte Juran.

Dyara schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Würden die Pentadrianer es glauben oder zu dem Schluss kommen, dass wir eine Illusion heraufbeschworen haben?«

Auraya lachte leise. »Geradeso wie ihr beide, du und Juran, zu dem Schluss gekommen seid, der pentadrianische Gott, den ich gesehen habe, müsse eine Illusion sein?«, fragte sie leichthin.

Dyara runzelte die Stirn, aber Juran blickte nachdenklich drein. »Vielleicht hätte diese Erscheinung auch uns überzeugt, wenn wir in diesem Moment dort gewesen wären.«

»Falls ihre Götter real sind, werden wir sie davon überzeugen müssen, dass unsere Götter besser sind«, warf Mairae ein.

Juran nickte. »Ja. Fürs Erste müssen wir die Pentadrianer dazu bringen, ihre Meinung über uns zu ändern. Wir müssen sie nicht nur davon überzeugen, dass unsere Götter real sind, sondern auch davon, dass es besser ist, unsere Freundschaft zu suchen, als uns zu überfallen. Wir müssen beweisen, dass alles, was sie an uns verabscheuen, auf Unwahrheiten beruht. Sie halten uns für Heiden; wir beweisen, dass sie unrecht haben. Sie denken, wir ließen andere Religionen nicht gelten ...« Sein Blick wanderte zu Auraya hinüber. »Wir beweisen ihnen, dass sie unrecht haben.«

Auraya blinzelte überrascht, aber Juran gab keine weitere Erklärung ab. Er beugte sich vor und faltete die Hände. »Ich möchte, dass ihr alle sorgfältig darüber nachdenkt.« Er sah sie der Reihe nach an. »Findet heraus, was sie an uns so sehr verabscheuen. Macht ihnen klar, dass es für sie von Nut-

zen wäre, unsere Freundschaft zu suchen. Wir wollen keine weitere Invasion, und wonach mir am wenigsten der Sinn steht, wäre die Eroberung des südlichen Kontinents und die Mühe, versuchen zu müssen, diese Länder zu regieren.«

»Wenn es Informationen sind, die wir brauchen, sollten wir unser Netz von Spionen verbessern«, sagte Rian.

»Ja«, stimmte Juran ihm zu. »Tu das.«

Er wandte sich an Auraya. »Jetzt zu deiner Aufgabe.«

Sie richtete sich höher auf. »Ja?«

»Die Pentadrianer glauben, dass wir andere Religionen nicht dulden. Ich möchte, dass du deine Arbeit mit den Traumwebern fortsetzt. Ihre Fähigkeiten als Heiler haben mich nach der Schlacht sehr beeindruckt. Viele der Heilerpriester haben ebenfalls Bewunderung für ihr Tun ausgedrückt. Sie haben, wie ich weiß, allein durch die Beobachtung der Traumweber viel gelernt. Die Menschen in dieser Stadt könnten großen Nutzen aus einer Zusammenarbeit von Traumwebern und Zirklern ziehen. Ich möchte, dass du eine Einrichtung ins Leben rufst, in der Traumweber und Heilerpriester zusammenarbeiten.«

Auraya starrte ihn an und fragte sich, ob er wusste, dass dies genau das war, was sie selbst sich bereits vorgenommen hatte. Waren seine Beweggründe tatsächlich so nobel, wie seine Worte es vermuten ließen? War ihm klar, welche Wirkung eine solche Entscheidung auf die Traumweber haben könnte?

Die fortgesetzte Existenz der Traumweber war an ihre einzigartigen Fähigkeiten als Heiler gebunden. Trotz des allgemeinen Misstrauens und der Intoleranz suchten die Menschen ihre Hilfe, weil die Traumweber bessere Heiler waren als die Zirkler. Die meisten Männer und Frauen, die dem Orden der Traumweber beitraten, taten es, um ebendiese Kenntnisse der Heilkunst zu bewahren.

Und indem sie sich zu diesem Schritt entschlossen, wirkten sie ihre Seelen. Die Götter nahmen die Seelen der Toten, die ihnen im Leben nicht gehuldt hatten, nicht in ihrer Mitte auf. Wenn die Zirkler ebenso viel über die Heilkunst wüssten wie die Traumweber, würden weniger Menschen ihrem Orden beitreten, und es würden weniger Seelen verloren gehen.

Der Preis dafür war die Schwächung und vielleicht sogar die Vernichtung eines Ordens, den Auraya bewunderte. Andererseits erschien ihr dieser Preis jetzt nicht mehr gar so hoch zu sein. Die Rettung von Seelen war wichtiger als die Erhaltung eines heidnischen Kults. Außerdem würden auch die Lebenden daraus einen Nutzen ziehen. Es gab mehr zirkliche Priester und Priesterinnen als Traumweber. Sie könnten mehr Leben retten.

Dennoch war es ungewöhnlich, dass Juran ihr vorschlug, Zirkler und Traumweber zur Zusammenarbeit zu ermutigen. Schließlich hatte er auf Geheiß der Götter Mirar getötet. Wie weit würde seine Toleranz ihren Fähigkeiten gegenüber gehen?

»Hast du die Absicht, die Fähigkeiten, die diese Heiler von den Traumwebern erlernen sollen, irgendwie zu begrenzen?«, fragte sie. »Was ist mit all den Fähigkeiten, die auf Gedankenheilung fußen – mit Traum- und Gedankenvernetzungen?«

Juran runzelte die Stirn; diese Vorstellung bereitete ihm offenkundig Unbehagen. »Fang mit den praktischen Dingen an, die sich auf den Körper beschränken. Wenn diese mit Träumen verbundenen Fähigkeiten sich als nützlich erweisen, werden wir die Möglichkeit erwägen, sie ebenfalls zu übernehmen.«

Sie nickte. »Ich werde gleich morgen die entsprechenden Vorkehrungen treffen.«

Juran sah sie gedankenvoll an, dann richtete er sich auf und holte tief Atem. »Gibt es noch andere Themen, die wir erörtern müssen?«

Eine lange Pause folgte. Die vier Weißen schüttelten den Kopf.

»Dann wäre das alles für heute«, erklärte Juran.

»Du hast dich also dagegen entschieden, die Götter zu rufen?«, fragte Dyara.

Juran schüttelte den Kopf. »Wenn sie herausgefunden hätten, dass die Götter der Pentadrianer real sind, wären sie erschienen, um es uns mitzuteilen.«

Mirae zuckte die Achseln und stand auf. Die fünf Wände des Altars senkten sich langsam. Sie lächelte. »Wenn sie mit uns hätten reden wollen, wären die Wände geschlossen geblieben.«

Als die Weißen sich erhoben und den Altar verließen, konzentrierte sich Auraya auf die Magie um sich herum. Sie konnte keine Spur von den Göttern entdecken – zumindest nichts, was sie hätte spüren können. Das Einzige, was sie wahrnahm, war ein schwacher Hauch von Magie, wo die Wände auf den Boden des Altars trafen.

»Auraya«, sagte Dyara.

Sie sah die ältere Weiße an. »Ja?«

»Hast du die Absicht, reiten zu lernen?«

»Reiten?«, wiederholte Auraya überrascht. Sie dachte an die Träger – die großen weißen Reyna, die die anderen Weißen ritten. Ihre wenigen Versuche in der Vergangenheit, gewöhnliche Reyna zu reiten, waren höchst peinlich gewesen, und sie konnte sich nicht vorstellen, dass sie mit den Trägern besser zurechtkommen würde. »Hm ... nein. Das ist für mich nicht notwendig.«

Dyara nickte. »Das ist wahr. Aber wir haben einen Träger für dich züchten lassen, daher kann ich nur annehmen, dass

die Götter trotz deiner Fähigkeit zu fliegen die Absicht hatten, dich reiten zu sehen.«

»Es ist möglich, dass sie mich, lange bevor der Träger gezüchtet wurde, auserwählt haben«, erwiderte Auraya langsam. »Bevor sie wussten, dass sie jemanden auswählen würden, der nicht reiten konnte. Das könnte der Grund sein, warum sie mir die Fähigkeit des Fliegens geschenkt haben.«

Dyara blickte nachdenklich drein. »Zum Ausgleich?«

»Ja.«

Sie hörten ein Lachen von Mairae. »Vielleicht haben sie es mit dem Ausgleich ja ein wenig übertrieben.«

Juran kicherte und lächelte Auraya an. »Nur ein klein wenig, aber dafür sind wir ungeheuer dankbar.«

3

Zu dieser Zeit des Jahres, bei dem trockenen, windigen Wetter, sahen alle Gegenstände aus der Ferne betrachtet geisterhaft aus – falls man sie überhaupt sehen konnte. Als Reivan die Promenade erreichte, kam das Sanktuarium vollends in Sicht. Ihr Magen krampfte sich zusammen, und sie blieb stehen, um ihre schwere Tasche mit einem Seufzer der Erleichterung abzusetzen.

Der große Gebäudekomplex bedeckte den gesamten Hang eines Hügels am Rand der Stadt Glymma. Zuerst kam eine breite Treppe, die zu einer Fassade von Bogen führte, und durch diese Bogen gelangte man in eine riesige Halle. Hinter diesem Gebäude erhoben sich weitere, und ein jedes wirkte in der staubigen Luft ein wenig verschwommener. Es war schwer zu sagen, ob die Gebäude miteinander verbunden waren oder nicht. Von vorn betrachtet war das Sanktuarium ein unübersichtliches Durcheinander von Mauern, Fenstern, Balkonen und Türmen.

An der entferntesten Stelle brannte eine Flamme, die durch den Staub in der Luft gedämpft wirkte. Dies war die Flamme des Sanktuariums, entzündet von den Sterblichen, zu denen die Götter vor hundert Jahren zum ersten Mal gesprochen hatten. Seither brannte sie Tag und Nacht, geschürt von den ergebensten Götterdienern.

Wie kann ich mir anmaßen zu glauben, ich hätte einen Platz unter ihnen verdient?, fragte sie sich.

Weil Imenja es glaubt, gab sie sich selbst die Antwort. In der Nacht, nachdem die Armee die Minen verlassen hatte, hatte

Imenja Reivan während einer Zusammenkunft der Stimmen und ihrer Ratgeber zu sich gerufen, um die vor ihnen liegende Reise zu besprechen. Reivan hatte darauf gewartet, dass Imenja ihr einen Auftrag gab oder ihr eine Frage stellte, aber keines von beidem geschah. Erst nach der Zusammenkunft, als sie schlaflos und verwirrt unter dem Nachthimmel gelegen hatte, war ihr klar geworden, dass Imenja sie lediglich hatte die Versammlung beobachten lassen wollen.

Während der restlichen Reise hatte Imenja dafür gesorgt, dass Reivan sich stets in ihrer Nähe aufhielt. Manchmal bat sie Reivan um ihre Meinung, dann wieder schien sie sich lediglich unterhalten zu wollen. Bei letzteren Gelegenheiten fiel es Reivan leicht zu vergessen, dass sie zu einer der Stimmen der Götter sprach. Als Imenja das Gehabe der strengen, mächtigen Anführerin abstreifte, offenbarte sie trockenen Humor und aufrichtiges Mitgefühl, beides Dinge, die Reivan sehr anziehend fand.

Ich mag sie, dachte Reivan. Sie respektiert mich. Ich habe seit Jahren mit der Verachtung der Denker leben müssen. Sie haben mir immer die langweiligsten und niedersten Arbeiten gegeben, weil sie befürchteten, eine Frau könnte sich ihnen als ebenbürtig erweisen. Vermutlich glauben sie, dass sie mich, wenn sie mich in Armut halten, dazu zwingen werden, jemanden zu heiraten und Kinder zu bekommen, damit ich ihnen nicht länger lästig sein kann. Grauer hat mich gewiss nur deshalb weggeschickt, um Karten von den Minen anzufertigen, weil er mich aus den Augen haben wollte.

Jetzt war der frühere Anführer der Denker tot. Hitte, sein Nachfolger, hatte kein einziges Wort mit ihr gewechselt, seit sie die Armee aus den Minen geführt hatte. Sie war sich nicht sicher, ob er sich darüber ärgerte, dass sie es war und nicht er, der den Weg ins Freie gefunden hatte, oder ob sich sein Verdross darauf zurückführen ließ, dass er von Imenjas Versprechen, sie zu einer Götterdienerin zu machen, erfahren hatte.

Wahrscheinlich beides, dachte sie trocken. Meinetwegen kann er schmollen, so lange er mag. Und das Gleiche gilt für alle anderen. Wenn sie mich besser behandelt hätten – so, als sei ich es wert, dass man mir zuhört –, hätte ich ihnen von dem Windtunnel erzählt und nicht Imenja. Wir hätten die Armee als Gruppe aus den Minen geführt, und wir alle hätten uns die Rettung der Armee als Verdienst anrechnen können. Sie lächelte. Imenja hätte die Wahrheit ohnehin gesehen. Sie weiß, dass ich die Armee gerettet habe. Sie weiß, dass ich würdig bin, den Göttern zu dienen.

Reivan nahm ihre Tasche in die andere Hand und machte sich auf den Weg zum Sanktuarium. Sie ging die Treppe hinauf und blieb dann noch einmal stehen, um neben einem der Bogen Atem zu schöpfen. Die Promenade war für diese Tageszeit ungewöhnlich still.

Sie vermutete, dass die Bürger von Glymma zu Hause waren und um jene trauerten, die nicht zurückgekehrt waren. Vor ihrem inneren Auge sah sie noch einmal die Ankunft der Armee in der Stadt am vorigen Tag. Eine große Menschenmenge hatte sich versammelt, aber nur einige wenige gedämpfte Jubelrufe hatten sie begrüßt.

Die Armee war erheblich kleiner gewesen als die, die vor einigen Monaten in den Krieg gezogen war. Obwohl die Schlacht die meisten Opfer gekostet hatte, waren auch viele Sklaven, Soldaten und Götterdiener während der Durchquerung der sennonischen Wüste an Durst und Erschöpfung gestorben. Das Fehlen der Handelskarawanen, die zuvor Essen und Wasser feilgeboten hatten, war sehr auffällig gewesen. Die Führer, die der sennonische Botschafter ihnen für die erste Durchquerung der Wüste zur Verfügung gestellt hatte, waren nicht zurückgekehrt, und einzig die Karten der Denker, die sich glücklicherweise nicht unter denen befunden hatten, die mit Grauer verloren gegangen waren, hatten sie zum Wasser geführt.

Reivan hatte sich gefragt, ob die Menschen, die die Armee begrüßten, wütend auf die Götterstimmen sein würden, weil sie ihre Angehörigen in den Krieg geführt hatten. Andererseits mochte sich ihr Zorn auch gegen die Götter selbst richten, die die Niederlage zugelassen hatten. Doch jeder Zorn, den sie empfinden mochten, wurde durch den Anblick des Sargs gedämpft, den die vier Stimmen mit Hilfe von Magie zwischen sich trugen. Auch sie hatten einen Verlust erlitten.

Während Reivan sich jetzt umschaute, stellte sie sich vor, wie die Rückkehr der Armee von hier aus ausgesehen haben musste. Die Armee war in strenger Formation marschiert: der höchste Rang – die Ergebenen Diener der Götter – vorn, gewöhnliche Götterdiener dahinter und dann die zu Einheiten aufgestellten Soldaten. Die Sklaven waren an einer Seite gegangen, und die Denker hatten am Fuß der Treppen gestanden. Die Stimmen hatten etwa von der Stelle aus, an der sie jetzt stand, das Wort an die Menge gerichtet.

Imenjas Ansprache war ihr im Gedächtnis haften geblieben.

»Volk von Glymma, ich danke euch für euer warmes Willkommen. Wir sind weit gereist und haben im Dienst der Götter eine große Schlacht ausgefochten. Unsere Verluste sind auch die euren, ebenso wie unsere Siege. Denn obwohl wir diese Schlacht nicht gewonnen haben, haben wir sie doch nur überaus knapp verloren. So ebenbürtig waren die Armeen der Pentadrianer und der Zirkler einander, dass einzig der Zufall über den Sieg entschieden hat. Diesmal hat der Wind den Zirklern das Glück zugeweht. Beim nächsten Mal könnte er es ebenso gut in unsere Richtung tragen.« Sie hatte die Arme gehoben und die Hände zu Fäusten geballt. »Wir wissen, dass wir ebenso mächtig sind wie sie. Und schon bald werden wir mächtiger sein als sie!«

Die Menge, die ihre Rolle kannte, hatte gejubelt, aber dem Jubel hatte die Begeisterung gefehlt.

»Wir haben die Namen von Sheyr, Hrun, Alor, Ranah und Sraal in die ganze Welt getragen! Die Namen der wahren Götter. Die Feinde der Zirkler werden hierherkommen. Zu uns. Sie werden nach Glymma kommen. Wohin werden sie kommen?«

»Nach Glymma!«, schrien die Bürger halbherzig.

»Jene, die den wahren Göttern folgen wollen, werden hierherkommen. Wohin werden sie kommen?«

»Nach Glymma!« Die Stimmen waren jetzt lauter.

»Wohin werden sie kommen?«

»Nach Glymma!« Endlich lag ein wenig Nachdruck in der Erwiderung.

Imenja hatte die Arme sinken lassen. »Wir haben viel verloren. Wir haben Väter und Söhne verloren. Wir haben Ehemänner und Ehefrauen verloren. Wir haben Mütter und Töchter verloren, Schwestern und Brüder, Freunde und Gefährten, Lehrer und Anführer. Wir haben unseren Anführer verloren, die Erste Stimme der Götter, Kuar.« Sie neigte den Kopf. »Kuars Stimme ist verstummt. Lasst uns jetzt schweigen, um all jenen unseren Respekt zu zollen, die für die Götter gestorben sind.«

Reivan hatte einen Kloß in der Kehle gehabt. Imenjas Gesicht war von Trauer gezeichnet gewesen, und Reivan hatte gewusst, dass diese Trauer echt war. Sie hatte sie während des vergangenen Monats viele Male in Imenjas Augen gesehen und in ihrer Stimme gehört.

Das Schweigen hatte sich unerträglich in die Länge gezogen. Dann hatte Imenja zu guter Letzt den Kopf gehoben und der Menge gedankt. Sie hatte den Menschen mitgeteilt, dass nach einem Trauermonat eine neue Erste Stimme gewählt werden würde. Die Stimmen und die Götterdiener wa-

ren in den Tempel gegangen, die Soldaten waren aufgebrochen, und die Menge hatte sich zerstreut. Reivan war in das kleine Zimmer am Stadtrand zurückgekehrt, das sie gemietet hatte. Imenja hatte ihr einen Tag freigegeben, um ihre Angelegenheiten zu regeln, bevor sie in das Sanktuarium kommen sollte, um ihre Ausbildung als Götterdienerin zu beginnen.

Und jetzt bin ich hier, dachte sie, als sie sich umdrehte, um durch einen der Bogengänge zu treten.

Auch in der großen Halle herrschte ungewöhnliche Stille. Nur wenige Götterdiener waren zugegen; sie standen in kleinen Gruppen von drei oder vier Personen beieinander. Die schwarzgewandeten Rücken schienen jede Störung zu verbieten. Sie blieb stehen und wartete. Eigentlich sollten Götterdiener alle Besucher bei ihrer Ankunft begrüßen, ob sie nun aus den höchsten oder den niedersten Schichten der Gesellschaft stammten.

Keiner der Götterdiener trat an sie heran, obwohl sie aus den Augenwinkeln sah, dass ein oder zwei von ihnen sie beobachteten, wann immer sie nicht in ihre Richtung schaute. Während die Zeit verstrich, verlor sie nach und nach alles Selbstvertrauen. *Bin ich zur falschen Zeit gekommen? Imenja hat gesagt, ich solle mich heute hier einfinden. Sollte ich auf die Götterdiener zugehen? Wäre das ein Verstoß gegen das Protokoll oder etwas in der Art?*

Zu guter Letzt löste sich einer der Männer von seinen Gefährten und kam auf sie zugeschlendert.

»In Zeiten der Trauer kommen Besucher nicht hierher«, beschied er ihr. »Es sei denn, die Angelegenheit wäre drängend und wichtig. Gibt es etwas, das du von uns brauchst?«

»Ah.« Sie brachte ein entschuldigendes Lächeln zustande. »Das wusste ich nicht. Aber wie dem auch sei, die Zweite Stimme hat mir aufgetragen, mich heute Morgen hier einzufinden.«

»Zu welchem Zweck?«

»Um meine Ausbildung als Götterdienerin zu beginnen.«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Ich verstehe.« Er zeigte auf die andere Seite der Halle, wo parallel zum Eingang eine weitere Reihe von Bogengängen verlief. »Du musst den Hof überqueren und durch den Flur gehen. Die Novizenquartiere der Götterdiener liegen auf der rechten Seite.«

Sie bedankte sich bei ihm, dann verließ sie die Halle. Der Innenhof war groß und wurde von einem sternförmigen Springbrunnen in der Mitte beherrscht. Sie ging darum herum zu einem breiten Eingang auf der gegenüberliegenden Seite. Der Flur dahinter führte aufwärts, und an einigen Stellen waren ein oder zwei Treppenstufen eingelassen, die den Anstieg erleichterten. Immer wieder kamen ihr Götterdiener entgegen. Sie war erst wenige Schritte gegangen, als eine Frau in mittleren Jahren sie mit argwöhnischer Miene aufhielt.

»Wohin willst du?«, fragte sie streng.

»Ins Novizenquartier der Götterdiener. Ich bin hier, um meine Ausbildung zu beginnen.«

Die Frau zog die Augenbrauen in die Höhe. »Name?«

»Reivan Riedschneider.«

Irgendwie brachte sie es fertig, ihre Augenbrauen noch höher zu ziehen. »Aha. Folge mir.«

Die Götterdienerin führte sie zu einer Tür auf der linken Seite des Flurs. Reivan zögerte kurz, dann zuckte sie die Achseln und folgte der Frau. Sie schritten durch einen langen, schmalen Gang, vorbei an vielen Türen. Schließlich blieb die Frau vor einer Tür stehen und klopfte an.

Die Tür wurde geöffnet. In dem Raum saß hinter einem Schreibtisch eine Ergebene Götterdienerin. Die Frau blickte auf, und als sie Reivan sah, runzelte sie die Stirn. Eine Hand legte sich auf Reivans Schulter und schob sie hinein.

»Reivan Riedschneider.« Die Stimme ihrer Führerin troff vor Missbilligung. »Sie ist hier, um den Göttern zu dienen.«

Als Reivan noch einmal kurz über ihre Schulter blickte, stellte sie fest, dass in den Zügen der Götterdienerin tiefe Abneigung lag, dann wurde die Tür auch schon geschlossen. Sie wandte sich wieder der Ergebenen zu und fing Unwillen von ihr auf, der jedoch schnell unterdrückt wurde.

»Du bist also gekommen«, sagte die Frau. »Was bringt dich auf die Idee, du könntest eine Götterdienerin werden, obwohl du keine übernatürlichen Fähigkeiten besitzt?«

Reivan blinzelte überrascht. *Sehr direkt*, dachte sie. *Ich schätze, die Antwort »Weil Imenja gesagt hat, ich könnte es« wird diese Frau wohl kaum überzeugen.*

»Ich hoffe, dass ich den Göttern auf andere Art und Weise dienen kann«, erwiderte sie.

Die Frau nickte langsam. »Dann musst du beweisen, dass das möglich ist. Ich bin die Ergebene Götterdienerin Drevva, die Ausbildungsmeisterin.« Sie erhob sich und kam um den Schreibtisch herum. »Du wirst die gleiche Ausbildung durchlaufen und dich den gleichen Prüfungen unterziehen, die von allen anderen hoffnungsvollen Anfängern bestanden werden müssen. Außerdem wirst du in den gleichen Quartieren leben. Und nun komm mit mir.«

Sie führte Reivan aus dem Raum und weiter den Flur hinunter. Nachdem sie einige Male von dem Hauptgang abzweigt waren, wurden die Flure noch schmaler. Schließlich blieb Drevva vor einer Tür stehen und öffnete sie.

Als Reivan hineinspähte, verließ sie beinahe aller Mut. Der Raum war kaum größer als das Bett, das er enthielt. Es roch nach Staub und Fäulnis. Auf dem Boden lagen in dicken Schichten Sand und Staub.

»Du erlaubst deinen Dienernovizen, unter solchen Bedingungen zu leben?«, fragte sie spontan. »Die Götterdiener, die

mich großgezogen haben, hätten mir für solche Nachlässigkeit die Peitsche zu schmecken gegeben.«

»Wenn das Zimmer dir nicht gefällt, such dir einen Domestiken, der es putzt«, entgegnete Drevva. Sie machte auf dem Absatz kehrt und ging davon, blieb dann jedoch noch einmal stehen und drehte sich um. »Komm morgen beim Läuten der Frühglocke zu mir, dann werde ich alles Notwendige in die Wege leiten, damit ein Götterdiener dich den ersten Prüfungen unterziehen kann.« Sie senkte den Blick auf Reivans Tasche. »Was ist das?«

»Meine Sachen.«

»Nämlich?«

Reivan zuckte die Achseln. »Kleider, Musikinstrumente, Bücher ...« Sie dachte an die Bücher, die sie am vergangenen Tag verkauft hatte, und ein Stich des Bedauerns durchzuckte sie. Sie hatte bezweifelt, dass man es im Sanktuarium gern sehen würde, wenn sie eine kleine Bibliothek mitbrachte.

Drevva kam zurück und nahm Reivan die Tasche ab. »Götterdiener behalten keine persönlichen Besitztümer. Du wirst hier im Sanktuarium alles bekommen, was du benötigst. Kleider werden dir zur Verfügung gestellt werden, und wenn es dir gelingt, als Dienernovizin aufgenommen zu werden, wirst du nicht mehr benötigen als die Roben.«

»Aber ...«

Die Frau brachte sie mit einem einzigen Blick zum Schweigen. »Aber was?«

»Aber was ist, wenn ich die Prüfungen nicht bestehe?«, fragte Reivan.

Ein schwaches Lächeln umspielte die Lippen der Frau. »Ich werde deine Tasche in meinem Zimmer aufbewahren. Wenn du fortgehst, wirst du sie zurückbekommen.«

Wenn du fortgehst. Reivan sah der Frau nach, dann seufzte sie und machte sich auf die Suche nach einem Domestiken.

